

N 3412 F

# REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

**Endgültige Trennung?**

Alex. Menningen  
50 Jahre Schönstätter Marienschwestern

Barbara Albrecht  
Die Rolle der Frau im Dienst der Kirche

Ulrich Wickert  
Maria und die Einheit der Kirche

Pater Jos. Kentenich  
Ein neues Pfingsten

Blick in die Zeit

Buchbesprechungen

11. Jahrgang

Heft 4

Oktober 1976

## Inhalt:

<b>Endgültige Trennung?</b>	<b>145</b>
Alex. Menningen	
<b>50 Jahre Schönstätter Marienschwestern – Zeugnis des Gründers</b>	<b>147</b>
Barbara Albrecht	
<b>Die Rolle der Frau im Dienst der Kirche</b>	<b>153</b>
Ulrich Wickert	
<b>Maria und die Einheit der Kirche</b>	<b>164</b>
Pater Jos. Kentenich	
<b>Ein neues Pfingsten</b>	<b>172</b>
<b>Blick in die Zeit</b>	<b>182</b>
Eine neue Sekte	
Kein neues Augsburgers Pfingsttreffen	
<b>Buchbesprechungen</b>	<b>188</b>

Beilagenhinweis: Dieser Nummer unserer Zeitschrift liegt ein Prospekt unserer Versandbuchhandlung bei, den wir Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen.

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn

Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 16,— zzgl. Porto, in der Schweiz Sfr. 20,— zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,50.

## Endgültige Trennung?

Was man kommen sah und nur in höchstem Maße bedauern kann, scheint zu der Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, beklagenswerte Wirklichkeit zu werden: die Trennung Erzbischof Lefebvres vom Papst und damit von der Kirche. Wie das bei solchen Entwicklungen zu geschehen pflegt, haben die Dinge sich von einem bestimmten Punkte an beschleunigt. Auf das Verbot, priesterliche Funktionen auszuüben, das er sich durch die ihm vom Hl. Stuhl ausdrücklich untersagte Vornahme von Priesterweihen am 29. Juni dieses Jahres zugezogen hatte, antwortete Erzbischof Lefebvre mit sogenannten „Überlegungen“ vom 29. Juli. Einen Monat später, am 29. August, feierte er, der päpstlichen Maßnahme dadurch in aller Öffentlichkeit trotzend, in seiner Heimatstadt Lille/Frankreich mit etwa 6000 Anhängern die hl. Eucharistie. Diese Handlungsweise und vor allem der Wortlaut der „Überlegungen“ vom 29. Juli lassen leider keine andere Deutung zu als die, daß der Erzbischof zum Bruch mit Rom und mit der Kirche entschlossen ist, ja daß er den Bruch seinerseits als vollzogen betrachtet. Die Schuld daran liegt in seinen Augen natürlich nicht bei ihm, sondern bei der Kirche. Die Kirche, die unter der Führung des Papstes die Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils ernst nimmt und durchführt, hat für ihn die Identität mit der einen, wahren, katholischen und apostolischen Kirche verloren. Er verweigert ihr deshalb die Bezeichnung „katholisch“ und legt ihr den Namen „konziliare Kirche“ bei. „Diese konziliare Kirche“ aber, so heißt es in den erwähnten „Überlegungen“, „ist eine schismatische Kirche, weil sie mit der katholischen Kirche aller Zeiten bricht. Sie hat ihre neuen Dogmen, ihr neues Priestertum, ihre neuen Institutionen, ihren neuen Kult.“

Über jedes dieser Worte kann man nur Schmerz empfinden. In ihrer Schärfe und Härte scheinen sie jede Hoffnung auf eine Versöhnung zunichte zu machen. Lefebvre wiederholt seine Aussage: „Diese konziliare Kirche ist schismatisch, weil die Prinzipien, die ihr zugrunde liegen, jenen der katholischen Kirche entgegengesetzt sind.“ Insbesondere widersetzt der Erzbischof sich der vom II. Vatikanischen Konzil proklamierten Religionsfreiheit. „Das Recht auf Religionsfreiheit ist gotteslästerlich“, nicht zum wenigsten deshalb, weil es Gewissensfreiheit und Gedankenfreiheit, „alle freimaurerischen Freiheiten“, miteinschließt. Überhaupt stellt das Konzil in der Meinung Lefebvres einen Sieg der Freimaurerei und der falschen Parolen der Französischen Revolution von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit über die Kirche dar.

Die gleichen Behauptungen wie in den „Überlegungen“ trug Erzbischof Lefebvre in einem am 9. August veröffentlichten SPIEGEL-Interview vor. „Es hat (in der Kirche) ein fundamentaler Wechsel der eigenen Identität stattgefunden. Seit dem Konzil hat die katholische Kirche ihren Primat aufgegeben und ist jetzt eine beliebige Kirche neben anderen, indem sie zum Beispiel die Religionsfreiheit propagiert.“ Von den Interviewern gefragt, ob er eine von Rom unabhängige Kirche aufzubauen gedenke, antwortete der Erzbischof: „Wir sind schon mitten drin. In vielen Ländern bauen Laienbewegungen unsere Organisation auf. Wir haben bereits vier Länder-Distrikte, in denen je ein Superior amtiert: in der Bundesrepublik, in England, in Frankreich und in den USA. Des weiteren bilden unsere Priester die Generalversammlung mit dem Generalsuperior, seinen zwei Assistenten, einem Ökonomen und einem Generalsekretär an der Spitze.“

Bei diesem Stand der Dinge erheben sich zwei drängende Fragen. Die eine lautet: Mußte es so weit kommen? Walter Brandmüller, der Augsburger Kirchengeschichtler, hat darauf im „Rheinischen Merkur“ vom 3. September im Blick auf Erzbischof Lefebvre eine wohl zutreffende Antwort gegeben: „Die tiefere Wurzel für das Fehlverhalten Lefebvres ... liegt ... in einem mangelnden Verständnis für die Kirche als einer geschichtlichen Größe.“ Und: Erzbischof Lefebvre ignoriert die Verheißung Jesu Christi, „der seiner Kirche zugesprochen hat, daß er bis zum Ende der Zeiten bei ihr bleiben, daß er sie durch den Geist in alle Wahrheit einführen werde und daß sie durch die Mächte der Unterwelt nie überwunden werde“.

Die zweite Frage: Wie viele Katholiken werden, falls Erzbischof Lefebvre an seinem Kurs festhält, ihm in die Abspaltung hinein folgen? Es kann nicht übersehen werden, daß der Erzbischof mit seiner Einstellung und seinem Verhalten, vor allem mit der Gründung und Führung des Priesterseminars von Econe/Schweiz bei nicht wenigen und durchaus eifrigen, opferbereiten Katholiken Zustimmung und Unterstützung fand. Er artikulierte mit seinem Vorgehen offenbar Bedenken, Wünsche und Stimmungen, die angesichts mancher Entwicklungen in der nachkonziliaren Kirche von vielen geteilt wurden. Wie werden diese Katholiken sich entscheiden? Die jüngste Entwicklung und die zitierten Äußerungen Erzbischof Lefebvres dürften an sich geeignet sein, Urteilsfindung und Entscheidung zu erleichtern. Ein Bischof — und mögen seine Absichten noch so edel und keineswegs völlig unberechtigt sein — der vor dem Bruch mit der Kirche nicht zurückschreckt, kann unmöglich die Gefolgschaft eines gläubigen Katholiken finden. Spätestens an diesem Punkte muß klar werden, daß es nicht mehr der Geist Gottes sein kann, der hier am Werke ist.

## 50 Jahre Schönstätter Marienschwestern — Zeugnis des Gründers

Festvortrag zum Goldenen Jubiläum des Säkularinstitutes der Schönstätter  
Marienschwestern am 1. Juli 1976

Von Pater Alex. Menningen

Ein aufmerksamer Beobachter der Zeitereignisse hat kürzlich gemeint: Der Mensch unserer Tage ist schnell-lebig, er lebt geradezu mit Überschallgeschwindigkeit; darum ist für ihn die vor uns liegende Zukunft bereits Vergangenheit. Träfe die besagte Beobachtung zu, wäre das Wort in Goethes „Faust“: „Verweile, Augenblick . . .!“ sinnlos geworden. Und doch vermögen auch wir Menschen eines schnell-lebigen Zeitalters im Augenblick zu verweilen, dann nämlich, wenn ein Augenblick mit seinem geschichtlichen Ereignis in einem ungewöhnlichen Maße teilnimmt an der Ewigkeit Gottes. Da hat, wie wir bildhaft sagen dürfen, der Himmel die Erde berührt und uns in den Bann des meditativen Verweilens gezogen. Mit dieser Erwägung sind wir in die Mitte der jetzigen Feierstunde eingetreten, in der wir das fünfzigjährige Bestehen des Institutes der Marienschwestern und die Einweihung des Schwesternheimes an der Anbetungskirche begehen.

### I.

Gleich zu Beginn stellt sich uns diese Frage: Hat in den Gründungsakt der Schwesternfamilie vor fünfzig Jahren eine Initiative der göttlichen Vorsehung eingegriffen? Dürfen wir deshalb die gläubige Überzeugung wagen, daß in dem Gründungsgeschehen tatsächlich der Himmel die Erde berührt hat? Die Antwort darauf muß an erster Stelle der geistliche Vater und Gründer der gesamten Schönstattfamilie geben. Sein Zeugnis hat er vielemale in die Aussage gekleidet, daß sich im Entstehen des Schönstattwerkes ein Hereinbruch göttlicher Lebenskräfte zugetragen hat. Sein Wort wurde bestätigt durch den Verlauf der mehr als sechzigjährigen Geschichte des Schönstattwerkes, nicht zuletzt durch jenes denkwürdige Geschehen, das heute zum Anlaß der goldenen Jubelfeier geworden ist.

Befragen wir diese Geschichte, bezeugt sie erstlich das Charisma des Gründers. Die Lehräußerungen des II. Vatikanischen Konzils verstehen unter den „Charismen von besonderer Leuchtkraft“ — wie der Ausdruck

der Kirchenkonstitution lautet — eine außergewöhnliche Ausstattung mit den Gaben des Hl. Geistes in der üblichen Gnadenordnung. Durch sie wird ein von Gott Beauftragter befähigt, ein hervorragendes Gotteswerk, eine Gottesfamilie ins Dasein zu rufen und in den Dienst der Kirche zu stellen. Wer wie Pater Kenterich lebensfähige kirchliche Gemeinschaften gegründet und sie zu einem weltweiten Apostolatswerk vereinigen konnte, das den Segen des Papstes erhielt, das von den Bischöfen des In- und Auslandes geschätzt und gefördert wird; das mehr als ein halbes Jahrhundert eine anerkannte segensreiche Tätigkeit im Dienste des kirchlichen Apostolates vollbrachte; das Proben bewährter Kirchlichkeit ablegte und in den zuweilen stürmisch bewegten Entwicklungen der nachkonziliaren Zeit einen unbeirrbar festen Kurs gesteuert hat: wer als Urheber alles dessen nachgewiesen ist, der darf mit guten Gründen als Träger eines „Charismas von besonderer Leuchtkraft“ bezeichnet werden.

Wie dieses Charisma in der Gründung des Institutes der Marienschwestern seine Strahlungs- und Gestaltungskraft entfaltete, ist ein erregender Vorgang göttlicher Providenz. Dazu erschließen uns zunächst zwei Selbstaussagen des Gründers den Zugang. Die eine bezeugt, daß er seit eh und je in sich die drängende Idee eines neuen Menschen in neuer Gemeinschaft getragen habe. Die zweite bekennt, daß ihn die Person der Gottesmutter von den Tagen der Kindheit an geistig geformt habe. So wurde die gleichsam angeborene Konzeption des neuen Menschen in neuer Gemeinschaft von marianischer Prägung das beherrschende Sternbild seines Lebens und das Leitbild seines pädagogischen Wirkens. Der Blick auf die Zeichen der Zeit ließ eine neue Befindlichkeit in seinem Leitbild aufleuchten: die Idee einer gottgeweihten laikalen Säkularität. Die Wortprägung mag neuartig klingen, der Sachverhalt ist seit Jahrzehnten in Schönstatt als Lehre von der Harmonie zwischen Natur und Gnade, als Lehre von der Werktagsheiligkeit sehr geläufig und gehört zu den Wesenszügen seiner Spiritualität. P. Kenterich verstand darunter die Grundverfassung des Menschen, der als Krone der Schöpfung durch Glaube und Gnade ganz hingeordnet ist auf den Heilsgott, doch vollauf in seiner einschaffenen Natürlichkeit verbleibt und auf diese Art eine geheiligte welt-hafte Existenzweise annimmt. In der umschriebenen Idee einer gottgeweihten laikalen Säkularität dürfte einfachhin die Wesensschau eines Säkularinstitutes zu erblicken sein.

Von da aus führen die Linien geradewegs in das Weltbild P. Kenterichs hinein. Der Sinn der Welt- und Heilsgeschichte ist nach ihm die sieghafte Heimholung der unheilen Welt aus ihrer Verfallenheit in die Sünde und aus ihrer Bedrohtheit durch die Dämonie, ihre Heimkehr mit Maria durch

Christus Jesus im Heiligen Geiste zum Vater. Ein Weltverständnis dieser Art deutet hin auf die apokalyptische Vision von einem „neuen Himmel und einer neuen Erde“ (Apok 21, 1), eine Vision, die im zweiten Petrusbrief (3, 13) zu einer eschatologischen Verheißung an das pilgernde Gottesvolk wird. P. Kentenich suchte ihr Zeit- und Erdnähe zu geben, indem er, paulinischer Denkart folgend, Schönstatt unter die Zielsetzung stellte, auf Erden eine „Kolonie des Himmels“ zu sein, in der bereits heute Weltkirche am neuen Zeiteufer wachsen könne.

## II.

Ein Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des Institutes der Marienschwestern entdeckt bald, daß an seinem Beginn nicht nur einfachhin ein Charisma sondern ein prophetisches Gründercharisma am Werke war. Inkraft dessen war der Gründer begabt zum Schauen, gesandt zum Künden und befähigt zum Vollbringen. Drei geschichtliche Beispiele sollen diese Tatsache beleuchten:

— Schon als P. Kentenich im Jahre 1920 eine apostolische Laienbewegung ins Dasein rief, bahnte sich die Idee von der laikalen gottgeweihten Säkularität den Weg ins Leben. In seiner Frühgeschichte bezeichnete Schönstatt als Ziel seiner apostolischen Laienbewegung die marianische Christusgestaltung der Welt. Damit eilte es um mehr als vier Jahrzehnte einem Grundanliegen des II. Vatikanischen Konzils voraus, das der Kirche eine stärkere Hinwendung zur Welt, eine neue Anwesenheit in der Welt und eine welthafte Existenzweise geben wollte, ohne vom Moloch der Verweltlichung verschlungen zu werden. Das Entscheidende des prophetischen Charismas aber bestand darin, daß der Gründer eine Idee nicht nur schaute und kündete, sondern sie im Leben verwirklichte. Er ging nicht unter die Professoren und Literaten, wohl aber, einer innersten Berufung gehorsam, unter die Gestalter des Lebens. Er übersetzte die Idee der gottgeweihten laikalen Säkularität, wie bereits bemerkt, in die Lehre von der Werktagsheiligkeit. Und die Weltimmanenz Gottes suchte er erfahrbar werden zu lassen in der Begegnung mit dem Gott des Lebens und der Geschichte. Den Glauben an den Gott der Vorsehung nannte er seine „Weltanschauung“.

So entstand unter der Hand eines begnadeten Menschenbildners eine weltweite Gottesfamilie mit allen Merkmalen einer providentiellen Berufung für die Kirche mitten in der Welt.

In dem kirchlichen Anerkennungsverfahren konnte das Institut der Marienschwestern dem Hl. Stuhl eine Statistik vorlegen, nach der von insgesamt 2784 Mitgliedern etwa 2000 sich auf 60–70 laikale Berufsarten verteilen. Mit den anderen Laienvereinigungen des Schönstattwerkes, mit den Verbänden, Bündeln, Ligagliederungen und der Wallfahrtsbewegung haben sie eine apostolische Weltverantwortung gemeinsam und vertreten zusammen mit ihnen den vom Gründer ererbten Zug zu einer missionarischen Welteroberung. Wahrzeichen dessen sind die mehr als 70 Filialheiligtümer, Brennpunkte der Glaubenserneuerung unter den Völkern des katholischen Erdkreises.

— Ein zweites Beispiel für das prophetische Charisma des Gründers ist das satzungsrechtliche Werden des Institutes der Marienschwestern. Als es 1926 entstand, mußte der Gründer ihm eine Verfassung geben, kongenial dem Grundzug der laikalen und gottgeweihten Säkularität. Er tat es. Aber für die gewählte Struktur der Satzungen fand sich in dem geltenden Kirchenrecht kein geeigneter Ort, an dem sie in den Rechtsorganismus der Kirche hätte eingegliedert werden können. So stand sie wie ein „Wildling“ in der Landschaft des kanonischen Rechtes. Zwanzig Jahre geduldigen Wartens mußten vergehen, bis im Jahre 1947 mit dem Rahmengesetz für Säkularinstitute die gläubige Hoffnung des Gründers in Erfüllung ging, daß zu gegebener Stunde Gottes Vorsehung einen angemessenen Platz in der Rechtsordnung der Kirche erschließen werde. Die Rechtsstruktur des Institutes der Marienschwestern war also der kirchlichen Gesetzgebung um 20 Jahre vorausgegangen.

— Ein dritter Fall scheint sich anzubahnen, der das prophetische Charisma des Gründers erneut unter Beweis stellen dürfte. Der erste Weltkongreß der Säkularinstitute vom Jahre 1970 hat vergebliche Anstrengungen gemacht, das Selbstverständnis der Säkularinstitute durch eine adaequate Wesensbestimmung aufzuhellen. Dazu enthält das Protokoll der abschließenden Plenarkonferenz folgende Sätze:

„In Demut erkennen wir an, daß wir noch keinen gemeinsamen und klaren Begriff haben für das, was uns in besonderer Weise zu eigen ist: der welthafte Charakter . . . Wir wollen uns weiterhin ernsthaft bemühen, den Begriff der 'Welthaftigkeit' zu finden, der sowohl weit wie auch gleichzeitig zutreffend ist . . . Das verpflichtet uns . . . eine Theologie der Welthaftigkeit zu erarbeiten, die sich wirklich auf allgemein gültige Prinzipien stützt.“ —

Als P. Kantenich 1926 daran ging, Säkularinstitute zu gründen, tat er es nicht ohne die metaphysisch und theologisch klar begriffene Idee der laikalen, gottgeweihten Säkularität. Möglich, daß seine Konzeption den Säkularinstituten in dem Ringen um ein reflexives Wesensverständnis zu einer helfenden Handreichung wird. Wenn die Entwicklung so verläuft, wäre sie ein dritter Fall, der von dem prophetischen Charisma des Gründers Zeugnis ablegt.

In seinem goldenen Jubeljahr tritt das Institut der Marienschwestern in eine erneute und vertiefte Begegnung mit der Kirche ein. Nach fünf Jahrzehnten seines Bestehens hat es beim Hl. Stuhl das Verfahren begonnen, das zur endgültigen Anerkennung seiner Satzungen und in den Status einer Gemeinschaft päpstlichen Rechtes führen soll. In Rom handelt es nicht für sich allein, sondern gemeinsam mit dem geistlichen Vater und Gründer. Gottes Vorsehung hat es so geführt, daß im letzten Jahr die ersten Schritte zur Einleitung des Selig- und Heiligsprechungsprozesses P. Kantenichs getan werden konnten. Auf dem Wege nach Rom ging er gleichsam den Schwestern voraus, um dort mit ihnen gemeinsam aufzutreten. Kraft seiner Fürsprache bei Gott ist er vor dem Hl. Stuhl ihr bester Anwalt. Umgekehrt gilt aber auch, daß die Schwestern für die Person des Gründers einstehen. In dem kanonischen Verfahren der Selig- und Heiligsprechung richtet die Kirche den prüfenden Blick gleichzeitig auf den Gründer und seine Gründung. Beide legen wechselseitig Zeugnis füreinander ab. Die anerkannte Gründung bedeutet Anerkennung des Gründers und der anerkannte Gründer ist Zeichen für die Anerkennung der Gründung. Hier geht ein Leitwort P. Kantenichs an die Schönstattfamilie in Erfüllung. Sie dürfte, so sagte er, seine Person nie für sich allein betrachten, sondern immer einerseits in der innigsten Verbindung mit der Gottesmutter und andererseits in der engsten Verbundenheit mit der Familie. Die ineinandergreifenden Ereignisse im Prozeß der Seligsprechung und in dem Verfahren für die endgültige Anerkennung des Institutes der Schwestern lösen wiederum ein zukunftsgerichtetes Wort des Gründers ein.

### III.

Noch auf eine andere Weise leuchtet anläßlich der goldenen Jubelfeier der Schwesternfamilie die Zwei-Einheit von Gründer und Gründung auf: in der Einweihung des Schwesternheimes bei der Anbetungskirche. Durch die segnende Hand des Bischofs soll es auch den Segen der Kirche erhalten. Daran nimmt der verewigte Vater und Gründer der Familie in seiner Art Anteil. Wir dürfen der gläubigen Überzeugung sein, daß er zu den

Seligen des Himmels eingegangen ist. Die Lehraussagen der Kirchenkonstitution des II. Vatikanischen Konzils geben uns einen Hinweis dafür, wie die Seligen des Himmels an diesseitigen Ereignissen beteiligt sind. Sie bilden in Christus Jesus eine lebendige Einheit mit dem pilgernden Gottesvolk und greifen dank ihrer Fürsprache bei Gott in dessen irdische Geschichte ein. Daraus leiten wir die Folgerung ab, daß der heimgegangene Gründer, der in der ewigen Anbetung des Dreifaltigen Gottes weilt, auch in der Schönstattfamilie als Anbeter weiterlebt und fortwirkt. Er tut es vornehmlich in der von ihm zu Lebzeiten gegründeten Institution der Anbetungsschwestern und aller Anbetungskreise der Schönstattfamilie.

Ihnen ist für den Bestand des Schönstattwerkes eine Aufgabe von hohem Rang übertragen worden. In der Ecclesia Orans sind die betenden Hände das Zeichen für die geöffneten Menschenherzen, wenn Gottes Heiliger Geist seine schöpferischen Kräfte in die Kirche ergießt. So auch hier. Auch in die Gründung der Schönstattfamilie hat der Hl. Geist göttliche Lebenskräfte hereinbrechen lassen. Die Kontaktstelle für sein Wirken war ihm das Innerste in der Person des Vaters und Gründers, Symbol für die geöffneten Herzen der um ihn gescharten Familie. Dieses innerzeitliche Ereignis darf nicht mehr vergehen, sondern muß ein überzeitlicher Zustand werden, damit das Schönstattwerk Gotteswerk bleibt und seine zeitgeschichtliche Sendung in Kirche und Welt erfüllen kann. Wenn die Anbetungsschwestern das Gotteslob sprechen, fürbittend für das Schönstattwerk, für Kirche und Welt das Chorgebet verrichten, die Liturgie feiern und eine ständige eucharistische Ehrenwache halten, sind sie gleichsam die betenden Hände des verewigten Gründers, mit ihm geeint zur immerwährenden Anbetung des Dreifaltigen Gottes.

An einer geeigneten Stelle der Dachgebete steht der Hinweis auf das donum contemplationis und das donum regiminis. Der Sinnzusammenhang besagt: die Geistesgabe des kontemplativen Lebens führt zur Geistesgabe der Regierungsweisheit. In seinen Vorträgen erwähnte P. Kantenich oft das Wort von Kardinal Ximenes, Großkanzler im Reiche der spanischen Königin Isabella und Karls V.: „Wenn Ximenes betet, regiert er das Reich“. Der Satz legt Zeugnis ab von dem Glauben an die Realität der Übernatur und von ihrer diesseitigen Wirkmacht. Der fromme Dichter Reinhold Schneider hat diese Überzeugung in die Verse gekleidet:

„Allein den Betern kann es noch gelingen,  
Das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten  
Und diese Welt den richtenden Gewalten  
Durch ein geheiligt Leben abzuringen.  
Denn Täter werden nie den Himmel zwingen,

Was sie vereinen, wird sich wieder spalten,  
Was sie erneuern, über Nacht veralten,  
Und was sie stiften, Not und Unheil bringen.

„Wenn Ximenes betet, regiert er das Reich“ — Wenn der heimgegangene Vater der Schönstattfamilie in der Institution der Anbetungsschwestern und in allen andern Anbetungskreisen anbetend seine Hände zu dem Dreifaltigen Gott emporhebt, regiert er auch noch das Schönstattreich. Die Beter gewährleisten, daß sich der Gründer kraft seiner Fürsprache im Schönstattwerk für immer zu vergegenwärtigen vermag und daß sein Charisma in der Schönstattfamilie von überzeitlicher Dauer wird.

Sehr verehrte Anwesende! Der heutige Gedenktag ist ein Wegezeichen, ein Erinnerungszeichen und ein Lichtzeichen auf der Pilgerschaft der Schwesternfamilie und des ganzen Schönstattwerkes. Das Wegezeichen markiert den Ort und die Zeit für das Eingreifen der göttlichen Vorsehung in die Gestaltwerdung eines Säkularinstitutes und verdeutlicht die Gemeinsamkeit mit dem Gründer vor dem Hl. Stuhl und mit der Institution der Anbetung. — Das Erinnerungszeichen drängt zu einem Dankeserweis gegenüber dem Dreifaltigen Gott und der Gottesmutter, gegenüber der Kirche, dem Papst und den Bischöfen, gegenüber dem verewigten Vater und Gründer und gegenüber allen heimgegangenen Mitschwestern. Wie die unvergeßliche Generaloberin, Schwester Emanuele, haben sie für die Familie gelebt und sind für sie gestorben. — Die Feier des Tages strahlt ein Lichtzeichen aus, dessen Schein den Weg der Schönstattfamilie in die Zukunft erhellt, einen Weg, der sie hingeleitet zur Kirche am neuen Zeiteufer.

## Die Rolle der Frau im Dienst der Kirche

Von Dr. Barbara Albrecht

In den folgenden Überlegungen geht es um die Frage nach der Rolle der Frau im Dienst der Kirche. Ein solches Thema in diesem Seminar zu behandeln, scheint mir allerdings fast so etwas zu sein wie „Eulen nach Athen tragen“ — aber versuchen möchte ich es dennoch.\*

Das uferlos umfängliche Thema sei sofort eingegrenzt. 'Die' Rolle der Frau gibt es nicht, denn wir leben auch in der Kirche immer mehrere Rollen

\* Das Referat wurde gehalten anlässlich des 25jährigen Jubiläums des Seminars für Gemeindepastoral und Religionspädagogik in Koblenz-Metternich am 5. Juni 1976.

gleichzeitig. Ich möchte daher versuchen, Sie mitzunehmen in eine Besinnung auf so etwas wie eine Ur- oder Primärrolle von Frauen im pastoralen Dienst der Kirche, und dies auf dem Hintergrund unserer Zeit und ihrer Not, die sich in unseren Gemeinden spiegelt und nach einer spezifischen Erfahrung von Kirche ruft.

### 1. *Die Not der Gegenwart und der Dienst der Kirche*

So ist ein Arbeitspapier der im letzten Herbst beendeten Gemeinsamen Synode betitelt, das uns mit unerhörter Eindringlichkeit die Augen öffnet für die unübersehbare Not in unserer nächsten Nähe, Not, die doch kaum wahrgenommen wird. „Wer macht sich schon klar, daß tausende Kinder jährlich mißhandelt werden und mehr als tausend daran sterben; ... daß vier Millionen Behinderte unter uns leben, davon eine halbe Million Nerven- und Gemütskranke; daß die Zahl der Alkoholkranken inzwischen eine Million erreicht haben dürfte; daß der wachsende Anteil der alten Menschen in unserer Bevölkerung Probleme aufwirft, vor denen wir noch ratlos stehen; daß etwa 14 000 Menschen allein im Jahre 1974 den Tod gesucht haben, darunter eine große Zahl von Jugendlichen, selbst Kindern“<sup>1</sup>.

Das alles sind Menschen in unseren Gemeinden! Und noch viel mehr Not gibt es, die gar nicht öffentlich registrierbar ist: die Not der Resignierten, Verbitterten, an der Kirche Enttäuschten, an Leiderfahrungen Zerbrochenen, an Gottes Fügungen Irregewordenen, in Sünde und deren Folgen ausweglos Verstrickten . . . „Ich habe keinen Menschen“ — so schreit nicht nur der physisch Gelähmte im Evangelium (Joh 5, 7), so schreien unübersehbar viele mitten in unseren Gemeinden, Menschen, die selbst und deren betroffene Familien (so sie solche überhaupt haben) zu ertrinken drohen in einem Übermaß an seelischer Not, an Isolierung, Ungeborgenheit, Heimatlosigkeit, Menschen, die gelähmt sind in ihrem Glauben, ihrer Hoffnung, in ihrer Liebe, Menschen, die hungern und dürsten nach Sinn, ja nach Heil, und die doch oft verhungern und verdursten und auf Irrwege geraten, weil ihr SOS-Ruf nach Leben nicht gehört und beantwortet wird.

Die so komplexe Not der Gegenwart ist darum eine Herausforderung, ein Ruf nach dem Dienst der Kirche — so dringlich wie kaum je zuvor. Er geht alle Glieder der Kirche an, insbesondere aber die, die als Frauen im pastoralen Gemeindedienst stehen. Denn ihre Rolle hat zu tun mit

<sup>1</sup> Arbeitspapier „Die Not der Gegenwart und der Dienst der Kirche“, in: Synode, Amtliche Mitteilungen 8/1975, S. 2, Z. 35 ff.

dieser Not und dem Dienst, zu dem sie aufruft. Bevor davon die Rede sein kann, muß jedoch die Not noch von anderen Seiten her in unseren Blick kommen.

Auf eindrucksvolle Weise hat sich jüngst der Bischof von Aachen, Klaus Hemmerle, zur Situation der Pastoral im Umbruch der Gesellschaft geäußert<sup>2</sup>. Er spricht u. a. von drei „Wellen“, die einander zwar überrollen, aber in ihrer je eigenen Kontur doch deutlich erkennbar sind: in den 50er Jahren nach dem Zusammenbruch ist es die „existentielle Welle“: der Einzelne, sein Gewissen, seine Situation stehen im Vordergrund — und dies im Namen der Freiheit; in den 60er Jahren rollt auch in der Kirche die „soziologische Welle“ heran mit den leidenschaftlich verfochtenen Themen Gesellschaft-Menschheit-Zukunft, Demokratisierung aller Lebensbereiche, Veränderung der Strukturen, wiederum im Namen der Freiheit — diesmal von gesellschaftlich-hierarchischen Zwängen. Aber wo sich der Mensch „selbst ganz und gar von der Gesellschaft her und auf sie hin versteht, da tritt bald Erschöpfung und Enttäuschung ein, da droht der Wettlauf um die Zukunft zum Leerlauf zu werden, da bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß es 'menschliche Strukturen' im Grunde nicht gibt, wenn nicht der Mensch selbst durch anderes als Strukturen das Menschliche wahrht... Der Mensch hat den Eindruck, er sei krank und sucht diese Krankheit zu kurieren. Er hat den Eindruck, sich selbst zu entgehen, und er sucht den Weg zu sich, den Weg in die eigene Tiefe.“ So ist als dritte Welle in den 70er Jahren die „Welle der neuen Innerlichkeit“ herangerollt mit der Sehnsucht nach Meditation, Sinn, Selbstfindung und Freiheit zur Selbstverwirklichung in der kleinen Gruppe, die Heimat gewährt. Grenzen deuten sich aber auch hier schon an. „Kann der Weg in die Tiefe nicht auch Flucht vor dem konkreten Dienst in der Welt, kann der Weg in sich selbst hinein nicht auch Rückzug auf sich selbst, Verschließung ins eigene Ich sein?“

Der Längsschnitt durch unsere Zeit muß noch ergänzt werden durch einen Querschnitt, der als erstes den heutigen Pluralismus aufdeckt — diesen bunten Markt von Weltanschauungen, eine so sehr Luxusartikel wie die andere, bloßer Zusatz zum technisierten, rationalisierten Leben. „Ein ungeteiltes Ja zu *einer* Wahrheit fällt schwer, bloße Teilidentifikationen — ein bißchen Christliches, ein bißchen östliche Meditation, ein bißchen liberaler Humanismus — breitet sich aus.“ Der Mensch wird auf solche Weise immer bindungsloser und dadurch immer hilfloser — unter der Flagge der Pluralismusfreiheit.

<sup>2</sup> in: H. Heinz: Gemeinde der Zukunft — nicht erst morgen, München 1975, 10 ff.

Aber auch der Pluralismus ist schon nicht mehr das letzte Wort. Er schlägt inzwischen um in den sogen. Nachpluralismus: Intoleranz gegen Weltanschauung überhaupt, Revolution, Radikalismus einerseits und andererseits Emigration aus der Gesellschaft, Aufbau einer Gegenwelt durch Rausch und Drogen und in deren Gefolge seelische Erkrankungen in erschreckender Zahl. Das ist das vielschichtige Erscheinungsbild und der gemeinsame Hintergrund des Ganzen: das Drängen nach Freiheit.

Nun gibt es aber die Kehrseite desselben. Unsere Zeitgeschichte ist nicht nur eine Geschichte der Freiheit, sie ist auch die Geschichte der Einsamkeit. „Perfekte Freiheit wird zur perfekten Einsamkeit“: zum Rückzug aufs eigene Ich in isolierter Einsamkeit, zur synchronisierten Einsamkeit vieler unverbindlicher Weltanschauungen im Pluralismus, zur kollektiven Einsamkeit durch den totalitären, revolutionären Versuch einer Erneuerung der Gesellschaft, in der der Einzelne nur noch zu funktionieren hat, aber das Leben des Menschen, Herz und Gemüt erkranken. Und wiederum die Konsequenz: Alleinsein, Ungeborgenheit, Angst und alle jene Grunderfahrungen, die hinter den zu Beginn genannten erschütternden Zahlen stehen und hinter der noch viel größeren Dunkelziffer von menschlicher Not in unseren Gemeinden. Diese Grunderfahrungen faßt Bischof Hemmerle zusammen als „Grunderfahrung der fehlenden Brücke“: „Man kommt nicht über sich hinaus, nicht zu seinem Nächsten, man findet nicht hinein in diese Gesellschaft, in diese Kirche, ist immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen, auch vor Gott... Man findet keine Brücken über sich hinaus — aber auch im eigenen Leben fehlen die Brücken. Das Christentum und der Alltag, die Familie und der Beruf, die Rolle in der Gemeinschaft und die Rolle in der Gesellschaft... dies alles bricht auseinander, es fehlt die Integration.“

Warum nun diese ausführliche Zeitdiagnose? Ich möchte antworten: weil die Not der Gegenwart nach einer ganz spezifischen Erfahrung von Kirche verlangt und sich daraus Wesentliches im Blick auf die Rolle der Frau im pastoralen Dienst der Gemeinde entnehmen läßt.

## 2. *Erfahrung von Kirche als Familie*

Wenn man, wie in meinem Fall, beruflich viel mit Orden und anderen geistlichen Gemeinschaften zusammenkommt, so fällt eines auf: sie alle suchen neu nach Erfahrung von Gemeinschaft, nach der Einheit von menschlich-natürlicher und geistlich-übernatürlicher Gemeinschaft. Entsprechendes gilt für die Gemeinden. Und es dürfte für die gesamte inner-

kirchliche Reform providentiell sein, daß die großen spirituellen Bewegungen unserer Tage: Schönstatt als älteste, Focolare und Charismatische Bewegung, wenn auch mit unterschiedlichen Akzenten, auf die Not unserer Gegenwart die eine Antwort geben: Was wir brauchen, ist Erfahrung von bindender, verbindender und verbindlicher geistlicher Gemeinschaft, Gemeinschaft im Geist nicht nur als Volk Gottes im großen, sondern als 'Wir', als kirchliche Familie am Ort.

Die prophetischen Zeitanalysen Pater Kentenichs, seine schon zu Beginn dieses Jahrhunderts gegebene Diagnose der ersten Anzeichen für die so erschreckend wahr gewordene Not der Gegenwart, vor allem aber seine Antwort auf diese Not Jahrzehnte vor den modernen spirituellen Bewegungen, vor dem Konzil und der Gemeinsamen Synode — alles das ist wahrhaft faszinierend!

Sämtliche Werke Pater Kentenichs und das 1975 erschienene Buch von B. Schneider 'Kirche als Familie' enthalten zu der uns beschäftigenden Frage Grundlegendes. Daher nur der Hinweis auf ein paar Stichworte.

Mir scheint, daß Pater Kentenich das gelungen ist, was heute in der Kirche so händeringend gesucht wird: der Brückenschlag zwischen Individuum und Gemeinschaft, Freiheit und Bindung, demokratischer und hierarchischer Ordnung, den Kräften der ratio und des Gemütes, der Brückenschlag zwischen Seins- und Sollensordnung, Schöpfungs- und Erlösungsordnung. Und dieser Brückenschlag war und ist, wenn ich recht sehe, nicht ein theoretisch auf dem Papier entworfenener, sondern ein dem Leben abgelauchter, einer, der eben darum theologische, spirituelle, pädagogische, pastorale, ja soziologische Gestalt annehmen konnte und weiterhin annimmt in einem Modell von Kirche, das mehr ist und vermittelt als ein bloßes Modell: nämlich Erfahrung von Freiheit, Bindung und Gemeinsamkeit, Erfahrung von Heimat im natürlichen und übernatürlichen Sinn, Erfahrung von Kirche als Familie — diese allerdings nicht verstanden als ein geruhsam auf sich selbst orientiertes Gebilde, sondern als Missionarsfamilie, in der jeder seinen dynamisch-aktiven Beitrag zur Veränderung und Durchdringung der Welt im Sinne des Evangeliums zu leisten hat.

Kirche als Familie — Antwort auf die Not der Gegenwart. So etwas wird nicht von selbst und nicht von heute auf morgen. Denn eine Familie bedarf als Basis nicht nur in der natürlichen menschlichen Gemeinschaft, sondern auch in der kirchlichen Gemeinde des Miteinanders von Mann und Frau, Vater und Mutter. Aber wo gibt es noch Väter und Mütter? Haben wir nicht in den letzten Jahrzehnten alles getan, um die Grundrolle des

Vaters aus Familie und Gesellschaft, ja auch aus der Kirche zu verdrängen und — ähnlich auch die Rolle der Mutter? Der rapide Schwund an Marienverehrung ist dafür ein deutliches Symptom.

Die zu Beginn skizzierte Not der Gegenwart ist meines Erachtens weithin Familiennot und deshalb Vaternot und Mutternot, und wieder ist es Pater Kenterich, der wie keiner in den letzten Jahrzehnten das Problem erkannt und mit sich selbst und seinem theologisch-spirituellen und pädagogischen Konzept beantwortet hat.

In allerjüngster Zeit beginnt auch in der Kirche die neue Suche nach dem Vater — nicht als nostalgische Welle, sondern in der Erkenntnis, daß wir nicht nur in der natürlichen, sondern auch in der übernatürlichen Ordnung nicht ungestraft eine Urrolle wie die des Vaters eliminieren können. Der Brief des Bischofs von Essen zum Gründonnerstag dieses Jahres über „die Väterlichkeit des Priesters“ dürfte so etwas wie ein Signal für das neue Ja zum Vater in der Kirche sein.

Wie aber steht es mit der Rolle der Frau in der Kirche? Damit stehen wir am zentralen Punkt unserer Überlegungen.

### 3. Die Rolle der Frau im Dienst der Kirche

#### 3. 1. Moderne Rollenerwartung

Es ist bekannt, wie sehr manche Kreise in der Kirche nach der Priesterrolle für die Frau verlangen. Das Januarheft dieses Jahres der internationalen Zeitschrift CONCILIUM, betitelt 'Frauen in der Kirche', ist dafür in jüngster Zeit der massivste Ausdruck. Bezeichnenderweise ist das Heft in der Sektion 'Religionssoziologie' herausgekommen und trägt also unverkennbar die Züge der „soziologischen Welle“ der 60er Jahre. Es geht den Verfassern, sämtlich Frauen, um die Darstellung der „inferioren Stellung der Frau nach geltendem Kirchenrecht“<sup>3</sup>. Die Verfasserinnen fordern einen Feminismus<sup>4</sup>, der nicht nur die Mitarbeit von Frauen in der Kirche fördern will, sondern sich die Befreiung der Frauen in der Kirche langfristig zum Ziel gesetzt hat. Kritik an der Kirche, die die Frauen „gebraucht“, indem sie sie „unterklerikalisiert“ (v. Lunen-Chenu, 66), ist

<sup>3</sup> J. Raming: Die inferiore Stellung der Frau nach geltendem Kirchenrecht, in: Concilium 1/1976, 30 ff.

<sup>4</sup> M. Th. von Lunen-Chenu: Feminismus und die Kirche. Im französischsprachigen Westeuropa, in: Concilium 1/1976, 63 ff.

der durchgängige Tenor des ganzen Heftes. „Wir wollen eine solche Kirche, daß wir und alle anderen Ausgeschlossenen darin Sinn und folglich Platz finden“ (67). Das aber geht theologisch, spirituell und pastoral letztlich nur in einer Kirche, die „jenseits von Gott dem Vater“ (M. Daly) nicht mehr „geschlechtstypische Liturgien“ feiert (69), die den kirchlichen Leitungsdienst und die Kirchenstrukturen, ja selbst die Bibel „entpatriarchalisiert“<sup>5</sup>, und auch den „Marienmythos“ überwindet (M. Daly).

Wie es zu den katastrophalen Vorurteilen gegenüber den Frauen gekommen ist, ist für die Ordensfrau E. Caroll RSM ganz klar: „Die Jünger Jesu haben sich offenbar nicht das Verhalten Jesu zu eigen gemacht, der Frauen in seinen Dienst nahm und ihnen Vertrauen schenkte. Sie nahmen den Frauen den Platz, den Jesus diesen in der Christengemeinde angeboten hatte und weigerten sich, ihre Charismen in den Rang des Episkopats-Presbyterats zu erheben“<sup>6</sup>. Und I. Raming erklärt ergänzend: „In Anbetracht dessen, daß die verantwortlichen Amtsträger in der katholischen Kirche sich bisher nicht nur unfähig, sondern auch unwillig gezeigt haben, durchgreifende Reformen bezüglich der Frau vorzunehmen, bleibt ein Leben in einem solchen Milieu und unter den genannten Rechtsbeschränkungen für wache und ihrer Stellung bewußte Frauen, besonders aber für die katholische Theologin weiterhin ein schweres Schicksal“ (33).

Die Kostproben aus diesem Conciliumheft seien beendet mit der Frage, die J. Arnold in ihrem Beitrag über „Maria – Mutterschaft und Frau“ stellt: „Wird die Frau die Väter besiegen müssen, um ihren Platz vor Gott zu bekommen – oder werden ihre Brüder fähig sein, sie nach Jahrhunderten des Frauenhasses als Schwestern anzunehmen in einer neuen Zeit des Geistes für die Kirche?“ (28).

Keines dieser Zitate ist im Grunde zum Lachen, alle sind sie eher bedrückend. Am bedrückendsten scheint mir die pauschale Bemerkung, wir müßten als Frauen den Sinn und unseren Platz in der Kirche erst noch finden. Liegt etwa der Sinn für den pastoralen Dienst der Frauen in der Klerikalisierung? Ist denn diese ganze so lautstarke Strömung nicht ein einziges Kreisen um sich selbst? Ein zornig hochgespieltes und ideologisiertes „Rollenchaos“?<sup>7</sup> Setzen diese geistig doch hochstehenden katholischen Frauen ihre Kräfte nicht an völlig falscher Stelle ein und lassen Not Not sein, und den Bruder, die Schwester in Not weiter schreien: „Ich habe

<sup>5</sup> E. Schüssler Fiorenza: Die Rolle der Frau in der urchristlichen Bewegung, in: Concilium 1/1976, 3 ff.

<sup>6</sup> E. Carroll RSM: Frauen im Ordensleben (Nordamerika), in: Concilium 1/1976, 52.

<sup>7</sup> C. Meves: Rollenunsicherheit und Partnerschaft, in: Lebendiges Zeugnis 3/1973, 35.

keinen Menschen“, der mir hilft, der mich zu den Quellen des Heils trägt!? So etwas kann nicht im Sinne Jesu sein, und ein solcher Rollenkampf in seiner Kirche ebensowenig.

Die vorgetragenen Rollenerwartungen verstoßen aber auch gegen Grunderkenntnisse der Psychologie. Diejenigen, die sich in Familie, Gesellschaft und Kirche gegen die mütterliche Urrolle der Frau wehren und stattdessen nur eine „selbstbezogene, neutrale Gleichheit mit dem Mann“<sup>8</sup> anstreben, lassen, wie C. Meves, die bekannte Psychagogin, gezeigt hat, Gefahren entstehen, die heute bereits an deutlichen Krankheitszeichen einer „kollektiven Neurose“ nicht nur in der Gesellschaft, sondern mitunter auch im Raum der Kirche sichtbar werden.

Insbesondere ist für uns der Aufsatz von C. Meves bedenkenswert „Leiden an der Emanzipation – Reflexionen einer Frau“, den sie 1975 in dem Herderbüchlein „Freiheit will gelernt sein“ veröffentlicht hat. Sie schreibt dort: „Die wahre geistig-seelische Emanzipation hat noch gar nicht begonnen; denn sie müßte voraussetzen, daß die Frauen ein Bewußtsein über ihre besonderen Eigenschaften entwickeln, sie müßten erkennen, daß niemals Angleichung an den Mann, auf welche Weise auch immer, sie vom Sklavendasein erlöst, sondern nur ein Konzept, das ihnen hilft, ihre speziellen Eigenarten zur Entfaltung zu bringen. Nur über den Weg eines gesteigerten Selbstwertgefühls, nur durch das Erkennen der Gegebenheit, daß es eine menschenwürdige Zukunft ohne den seelischen Einsatz der Frauen einfach nicht gibt, könnten Wege zur Emanzipation gefunden werden. Es würde dann deutlich werden, daß wir Frauen ganz andere Bildungswege gehen müßten und deren Verwirklichung in speziellen Frauenschulen brauchen...“ (103).

Ich möchte diesen Gedanken hier abbrechen und versuchen, nun noch positiv einiges zu sagen über die Urrolle der Frau im pastoralen Dienst der Kirche.

### 3. 2 Die Rolle der Frau im pastoralen Dienst

Es ist weder möglich noch nötig, die Fülle an Aufgaben katechetischer und pastoraler Art in der Gemeinde ausführlich zu skizzieren: die Aufgaben der Frau an Kindern, Jugendlichen, Müttern und berufstätigen Frauen, an alten, kranken und einsamen Menschen, aber auch in pastoralen Schwerpunkten wie Klinikseelsorge, Telefonseelsorge u. a. m. Hinter

<sup>8</sup> C. Meves: Verunsicherte Weiblichkeit, in: Manipulierte Maßlosigkeit, Freiburg 1975, 58.

allen diesen Aufgaben steckt auf seiten derer, um die es geht, Bedürftigkeit, Erwartung, vielfältige Not und insgesamt das Verlangen nach Menschen, die fachlich vorbereitet und aus Glaube, Hoffnung, Liebe und Freude (!) persönlich bereit sind, sich ihrer in der Gemeinde sehr bewußt von ganzem Herzen, und das heißt: mit allen Kräften des Geistes, des Willens und des Gemüts anzunehmen, ja die bereit sind, sich mit der tiefsten Not einzulassen, der „Grunderfahrung der fehlenden Brücken“. Gefragt sind darum Frauen im pastoralen Dienst, die verbinden, einen, Kontakte schaffen, sich wie die Mutter in der Familie sorgen um den Zusammenhalt der Gemeinde, ihr Wirbewußtsein im Geist Gottes; gefragt sind Frauen, die „Bezugsperson“ sind für viele, „Zufluchtsort“<sup>9</sup> für solche, die den Weg ins Pfarrhaus sonst wohl nicht finden würden. Gefragt sind Frauen, die den Pfarrer gegen vielerlei Bagatellen und vielleicht sogar Ärgerliches abschirmen, andererseits vermitteln zwischen Pfarrer und Gemeinde, Gemeinde und Pfarrer; Frauen, die den Priester informieren über Stimmungen, Sorgen und Wünsche in der Gemeinde und aufgrund ihrer Einfühlsamkeit in Menschlich-Seelisches ein Atmosphäre schaffen, in der Menschen sich wohlfühlen und Frieden, Freundlichkeit, Güte — die Gaben des Geistes also, und Heimat erfahren: nicht erst durch Aktionen, sondern ganz einfach, weil da Frauen im pastoralen Dienst ihre Rolle als Frau ganz angenommen haben und diese Rolle voll und ganz einsetzen, damit Kirche als Familie im Geist des dreifaltigen Gottes erfahrbar werde. Ganz dicht dem Evangelium verbunden, achten sie das Amt in der Kirche, gehören doch Maria und Petrus, Petrus und Maria zur Konstellation Jesu Christi und seines geheimnisvollen Leibes, der die Kirche ist<sup>10</sup>. Nach dem Vorbild der Mutter Jesu teilen Frauen im pastoralen Dienst der Kirche die Fragen und Nöte des ‚Volkes‘, der Menschen in der Gemeinde, der ‚Familienmitglieder‘; sie mühen sich, Spannungen in der Gemeinde auszugleichen und sind darin Schoß, „in dem neues Leben wächst, Brücke, ... auf der neue Begegnung gelingt“<sup>11</sup>.

Weil Glaube sich nur an Glaube, Leben sich nur an Leben entzündet, ist es nötig, daß die Frauen im pastoralen Dienst, damit dieses frauliche Brücke-sein gelinge, zuerst selbst den Glauben als Lebensquelle erfahren haben und aufgrund dieser Erfahrung — gedrängt vom Geist — auf die zugehen, die sich abseits halten und Hilfe brauchen. Gedrängt vom Geist Gottes, müssen die Frauen im pastoralen Dienst die kleinen und großen Sorgenkinder Gottes aber erst einmal finden, sich jedem zuwenden, ganz

<sup>9</sup> A. Kirchgässner: Zwischen Pfarrer und Gemeinde. Vom pastoralen Dienst der Frau, in: *Christi in der Gegenwart* 12/1976, S. 96.

<sup>10</sup> Vgl. H. U. von Balthasar: *Der antirömische Affekt*, Freiburg 1974, 170 u. a.

<sup>11</sup> H. Heinz: *Wie im Himmel so auf Erden. Der dreifaltige Gott als Maß unserer Pastoral*, in: *Gemeinde der Zukunft — nicht erst morgen*, a. a. O. 72.

'da sein' für sie und für sie an Hilfe ausdenken, „was es noch nicht gibt, was es aber geben muß“<sup>12</sup>, wenn der Heilsauftrag Jesu alle erreichen soll. In umfassendem Sinn bedarf es also des geistig-erfüllten, geistlichen Dienstes am Glauben, an der Hoffnung und an der Freude der anderen.

Das fordert von den Frauen im pastoralen Dienst konkret sehr viel: Zuhören können! Sich einfühlen in den anderen! Vertrauen wecken! Mit rechtem Rat beistehen — nicht aus Weihe oder amtlichem Auftrag, sondern aus der „Kompetenz“ eigener geistlicher Erfahrung, gewonnen im persönlichen täglichen „Mühen um ein Leben aus dem Geist“, in einer intuitiven Empfänglichkeit und „existentiellen Feinfühligkeit, die sich der Leitung des Geistes öffnet und sich an das hier und jetzt Richtige herantastet“. Frauen sind nötig, die wirklich von Gott her ganz beim andern, bei dem sind, der ihre pastorale Hilfe braucht. Sie denken „nicht für ihn und auch nicht über ihn“; sie denken und fühlen vielmehr „mit ihm und in ihm, um ihm auf diese Weise zu helfen, seinen Weg selbst zu finden“<sup>13</sup>. So können und sollen gerade Frauen nicht durch große Worte und sensationelle Aktionen, sondern durch ihr schlichtes, aktives und zugleich verinnerlichtes Dasein und Sosein Sinnerfahrungen vermitteln und neues Leben wecken, also im geistigen Sinn „Mutter der Lebendigen“ sein. Auf solche Weise sind sie für viele der letzte Bürge dafür, daß Gott doch der liebende Vater ist, der jeden Menschen liebt, Bürge auch dafür, daß keiner endgültig scheitert, der (vielleicht nur noch mit einem Seufzer) bekundet, daß er zu Gott gehören möchte.

Wenn wir die skizzierte Rolle der Frau im pastoralen Dienst der Kirche nun zusammenfassend zu charakterisieren und zu benennen versuchen, so ergibt sich meines Erachtens dreierlei:

1. Diese Rolle ist eine eminent mütterliche Rolle, die angesichts der Not der Gegenwart nicht nur im caritativen, sondern vor allem auch im pastoralen Dienst der Kirche dringlich und sinnvoll, ja modern ist wie kaum je zuvor. Sie schließt ein „partnerschaftliches Verhältnis von Mann und Frau . . . in der Kirche und in den Gemeinden“, wie es der Synodenbeschuß über die pastoralen Dienste fordert (3.2.2), nicht etwa aus, sondern ein.

Die mütterliche Rolle gehört überdies nach meiner Ansicht nicht zu den von der Synode mehrfach gerügten, wenn auch leider nicht näher be-

<sup>12</sup> Arbeitspapier „Die Not der Gegenwart . . .“, a. a. O. S. 26, Z. 21.

<sup>13</sup> H. Gauly: Was macht ein Gespräch zum Seelsorgesgespräch? in: Lebendige Seelsorge 3-4/1975, 147 f., 157.

schriebenen „überholten“ Leitbildern vom Wesen und von der Rolle der Frau (vgl. 3.2.2 f.).

2. Die Rolle der Frau im pastoralen Dienst ist und muß heute mehr denn je, weil eine zutiefst mütterliche, deshalb zugleich auch eine marianische sein. Es ist eigenartig und bewegend, daß in unserer Zeit so verschiedene Theologien und Spiritualitäten wie die von Pater Kentenich, H. U. von Balthasar, A. von Speyr und jüngst die der Focolarbewegung angesichts der Situation von Welt und Kirche allesamt nach der Frau in der Rolle der „altera Maria“ rufen und um eine entsprechende Formung von Frauen bemüht sind. Unsere Skizze dürfte diesen Ansatz erhärtet haben.

Eine andere Seite desselben ist die Rolle der Frau nach dem Vorbild Mariens als „amtlicher Dauerhelferin“ beim gesamten Erlösungswerk Christi<sup>14</sup>. Das ist ein Gedanke, dem nicht nur Pater Kentenich in seiner gesamten Erziehungsarbeit Leben eingehaucht hat, sondern den auch Papst Paul VI. 1974 in seinem Apostolischen Schreiben „*Marialis Cultus*“ in seiner spirituellen, theologischen und anthropologischen Aktualität aufgegriffen hat. Auch in unserem Synodenbeschluß über die pastoralen Dienste wird mit Nachdruck auf Maria hingewiesen und darauf, daß die Stellung, die sie in der Heilsgeschichte einnimmt, „auf eine aktive Einbeziehung der Frau in das Heilswerk Christi“ hindeutet (3.2.1).

3. Die mütterlich-marianische Rolle der Frau im pastoralen Dienst der Kirche ist schließlich eine vom Heiligen Geist geprägte Rolle. Auch davon war im Grunde von Anfang an die Rede. Denn der Geist Gottes ist es, „der Atmosphäre schafft, der verbindet, der vermittelt, der 'nur' dabei ist und darin doch das Entscheidende vollbringt: die Einheit, das Ineinander... So ist für uns das Erste jene Offenheit für den Geist, die wir an Maria ablesen, jenes Sichfühnenlassen und Indienstnehmenlassen, das sich nicht selber zum Thema macht, jene Haltung, die nicht selber sprechen und wirken will, sondern... einfach da ist, einfach sammelt und verbindet.

Doch in dieser Offenheit für den Geist wächst uns eine eigene Rolle zu, vielleicht am meisten dort, wo wir wie im toten Winkel stehen, dazwischen, ohne etwas tun zu können. Wieder dürfen wir an Maria denken, die schweigend und ohnmächtig in der entscheidenden Stunde

<sup>14</sup> J. Kentenich: *Daß neue Menschen werden*, Schönstatt 1971, 242 u. a.

unter dem Kreuz steht und so die Geburt der neuen Schöpfung miterfährt, ja mittut. In den Augenblicken der Ohnmacht . . . ist die Stunde des Geistes auch für uns.

Diese Stunde ist indessen alle Tage, überall dort, wo wir in unscheinbarem Vermitteln Atmosphäre zu schaffen vermögen, Hintergrund zu sein vermögen, Raum zu eröffnen vermögen.“ Das werkzeugliche ‘Dazwischen’, das ‘Mit’ und ‘Dasein für’ ist „die Rolle des Geistes: Wir sind dazwischen, und unser Dazwischensein ist Dienst, damit der Vater sprechen und der Sohn antworten, damit Einheit werden und stark werden kann“<sup>15</sup>.

Diese Einheit ist und sollte immer mehr unsere Leidenschaft sein, unser Beitrag zum Aufbau von Kirche als Familie zur Überwindung der Not unserer Gegenwart. In dieser mütterlich-marianischen Geistrolle läßt sich kein Augenblick, keine Aufgabe, keine Situation denken, die von Frauen im pastoralen Dienst der Kirche etwas anderes verlangen würde, als eben diese Rolle zu leben.

## Maria und die Einheit der Kirche

Von Professor Dr. Ulrich Wickert

Verhältnismäßig leicht wäre es, evangelischen Christen ein Kompendium katholischer Marienlehre zu entwerfen und zu zeigen: Das glaubt die katholische Kirche! Viel schwerer ist es, auf die gezielte Frage Antwort zu geben: Was hat Maria, die Mutter unseres Herrn, mit der Einheit der Kirche zu schaffen? Der evangelische Christ ist von dieser Fragestellung vielleicht überrascht, und er wird dann geneigt sein, die Auskunft zu geben: Maria, wenn man sie so versteht, wie die katholische Kirche sie in Lehre und Kultur herausstellt, ist für die Einheit der Christen nicht Hilfe, sondern Hemmschuh. Das wird ziemlich einhellig die Meinung sein, und nur die Gründe, die zu dieser Meinung führen, sind verschiedener Art.

Da stehen auf der einen Seite die sogenannten Progressiven. Die sind von der sozialen Komponente des Christentums so ausschließlich beherrscht, daß der Streit um Maria das Letzte wäre, wofür sie sich stark machen könnten. Auf der Gegenseite sind die sogenannten Konservativen, für deren strenge Orientierung an Reformation und Heiliger Schrift Maria und

<sup>15</sup> H. Heinz: a. a. O. 73.

der Papst noch immer die Zeichen des Abfalls sind. Ein evangelischer Theologe hat vor wenigen Jahren ernstlich erwogen, ob es nicht am Ende besser wäre, Maria aus dem Glaubensbekenntnis zu streichen, da sie die Ehre Christi verdunkelt und für die Römische Kirche zum Anlaß wird, sich wichtig zu machen. Und zwischen diesen beiden Lagern steht die kritische theologische Wissenschaft, die mit ihren Methoden das kirchliche Bild von Maria zerstört hat. Gerade diejenigen biblischen Texte, die der jungfräulichen Mutter eine Sonderstellung geben, werden mit Rücksicht auf das veränderte Weltbild und auf traditionsgeschichtliche Erkenntnis beiseite getan — und dem kümmerlichen Rest gibt man eine die Person Marien abwertende Deutung. Ein vor wenigen Jahren erschienenenes wissenschaftliches Buch, das von den Theologen gerühmt wird, stellt die Herrenmutter als eine unerleuchtet und hilflos inmitten ihrer zahlreichen Kinderschar umherschauende Frau dar, von der nicht einmal ganz klar ist, ob sie sich wenigstens nach Ostern zum Glauben an ihren auferstandenen Sohn hat durchringen müssen. Gewiß gibt es die wenigen evangelischen Stimmen, die für die Gottesmutter ein gutes Wort eingelegt haben (der verstorbene Propst Asmussen gehört zu ihnen). Ja, ich kenne sogar evangelische Pfarrer, die heimlich den Rosenkranz beten. Aber das sind Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Aufs Ganze gesehen gilt, was vor Jahren ein baptistischer Laienprediger sagte: Bei uns evangelischen Christen wird die Mutter Jesu wie ein Stiefkind Gottes behandelt.

Was nun die katholische Kirche betrifft, so ist in den vergangenen Jahrzehnten ein deutlicher Wandel zu spüren. 1854 hat Papst Pius IX. das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens verkündet. 1950 hat Papst Pius XII. das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel verkündet. In die Zeit zwischen diesen beiden feierlichen Äußerungen des höchsten kirchlichen Lehramtes fallen die Marienerscheinungen von Lourdes (1858) und Fatima (1917). Man darf im Blick auf diese knapp einhundert Jahre von einer Art „marianischem Triumphalismus“ sprechen, der sich zum Beispiel auch darin manifestiert, daß man den Anbruch eines „Marianischen Zeitalters“ förmlich verkündet hat.

In dieser Hinsicht ist es nun seit Papst Johannes XXIII. unheimlich still geworden, als hätte ein Reif in der Frühlingsnacht die ganze Blütenpracht auf einmal zerstört. Man weiß als evangelischer Christ nicht recht, was man davon halten soll, wenn katholische Theologen nun plötzlich auf die protestantische Linie einschwenken und von Marienlehre und -kult ihrer Kirche abzurücken beginnen. Vermutlich hat der evangelische Christ gar keinen Anlaß, sich über diesen Gesinnungswandel zu freuen. Einerseits nämlich ist klar, daß bei unseren katholischen Brüdern und Schwestern

mit dem Glauben an die Gottesmutter auch alles übrige ins Wanken gerät: diese Liberalisierung ist dann nur ein Teil der um sich greifenden Zerstörung des geistlichen Erbes. Und andererseits ist es ja gar nicht so sicher, daß wir Protestanten mit unseren paar Trümmern, die wir vom Bild der Herrenmutter noch bewahren, dem Original so viel näher sind als der volle katholische Glaube. Die jahrhundertealte Abwehr des Katholizismus hat doch möglicherweise dazu geführt, daß wir, wie man sagt, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben.

Gegen den Hintergrund solcher Überlegungen wirkt es beruhigend, daß die eigentlich Verantwortlichen der katholischen Kirche, nämlich der Papst und die Bischöfe, in punkto Maria zwar eine deutliche Mäßigung zeigen, aber nicht gewillt sind, den Ausverkauf der Glaubensartikel zu begünstigen. Die Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, aber auch das 1974 publizierte päpstliche Mahnschreiben „*Marialis Cultus*“ sprechen in dieser Hinsicht eine klare Sprache. Einerseits wird eingeschärft: Marienlehre und Marienkult sind streng am Christusgeschehen zu orientieren. Der im Volksglauben wuchernde Wildwuchs einer von Christus absehenden Marienverehrung ist zu bekämpfen. Andererseits wird der ganze Reichtum mariologischer Aspekte und marianischer Elemente der Liturgie, soweit er durch Schrift und Überlieferung gedeckt ist, unbekümmert ausgebreitet. Das kirchliche Lehramt läßt keinen Zweifel daran, daß es die heilsgeschichtliche Funktion und Bedeutung der Gottesmutter nach wie vor klar in den Blick gefaßt hat. Ja, der Papst geht in seinem Mahnschreiben 1974 soweit, von der Orientierung des Glaubens an Maria eine Förderung der christlichen Einheit zu erwarten: „Weil dieselbe Kraft des Allerhöchsten, welche die Jungfrau von Nazaret überschattet hat, auch in der ökumenischen Bewegung wirksam ist und sie befruchtet, möchten Wir Unserer Hoffnung aussprechen, daß die Verehrung der demütigen Magd des Herrn, welcher der Allmächtige Großes getan hat, in Zukunft nicht ein Hindernis sei, sondern ein Weg und ein Treffpunkt, um die Einheit aller, die an Christus glauben, wiederherzustellen.“ Und damit sind wir beim Thema. Ich wünschte, wir hätten nun viel Zeit, um uns in die Gestalt Mariens, wie unsere katholischen Brüder und Schwestern sie sehen, wirklich versenken zu können. Ich muß mich hier damit begnügen, einige ausgewählte Gesichtspunkte flüchtig zur Sprache zu bringen.

Bleiben wir am besten am Text und sehen wir zu, was der Papst in dem soeben zitierten Passus gesagt hat. Er bezieht sich auf mehrere Stellen in der Kindheitsgeschichte des Lukas, etwa auf Lukas 1, 35, wo der Erzengel Gabriel zu Maria spricht: „Der Heilige Geist wird über dich kommen,

und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum wird das Heilige, das von dir geboren wird, Sohn Gottes genannt werden.“ Diese Stelle erläutert der Papst und sagt: „Zwischen der Jungfrau von Nazaret damals und der nach Einheit drängenden Christenheit heute gibt es ein Gemeinsames: sie werden beide von der Kraft des Allerhöchsten befruchtet. Ein und derselbe Gnadenstrahl fällt auf Maria damals und auf die Kirche heute!“ Und daraus zieht der Papst den Schluß: „Die Zuwendung zu Maria wird in Zukunft die Christen nicht trennen, sondern zueinanderführen“.

Evangelische Christen verwundert wohl diese Schlußfolgerung. Mit Maria zusammen zur Gnade Christi: das ja! Aber wieso zu Maria, um die Gnade Christi zu haben? Wieso „durch Maria zu Jesus“? Nun, der Papst macht eine Voraussetzung, über die er in den verlesenen Sätzen nicht spricht, die man aber zum Beispiel in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche findet: „Die Selige Jungfrau, die von Ewigkeit her zusammen mit der Menschwerdung des göttlichen Wortes als Mutter Gottes vorherbestimmt wurde, war nach dem Ratschluß der göttlichen Vorsehung hier auf Erden die erhabene Mutter des göttlichen Erlösers, in einzigartiger Weise vor anderen seine großmütige Gefährtin und die demütige Magd des Herrn. Indem sie Christus empfangt, gebiert und nährt, im Tempel des Vaters darstellt und mit ihrem am Kreuz sterbenden Sohn litt, hat sie beim Werk des Erlösers in durchaus einzigartiger Weise in Gehorsam, Glaube, Hoffnung und brennender Liebe mitgewirkt zur Wiederherstellung des übernatürlichen Lebens der Seelen. Deshalb ist sie uns in der Ordnung der Gnade Mutter. Diese Mutterschaft Mariens in der Gnadenökonomie dauert unaufhörlich fort, von der Zustimmung an, die sie bei der Verkündigung gläubig gab und unter dem Kreuz ohne Zögern festhielt, bis zur ewigen Vollendung aller Auserwählten. In den Himmel aufgenommen, hat sie diesen heilbringenden Auftrag nicht aufgegeben, sondern fährt durch ihre vielfältige Fürbitte fort, uns die Gaben des ewigen Heils zu erwirken. In ihrer mütterlichen Liebe trägt sie Sorge für die Brüder ihres Sohnes, die noch auf der Pilgerschaft sind und in Gefahren und Bedrängnissen weilen, bis sie zur seligen Heimat gelangen.“

Ich habe absichtlich einen längeren Text zitiert, damit man herausspürt, wie eine größere Zahl mariologischer Motive untereinander zusammenhängt. Wir wollen aber jetzt nur auf den Grundgedanken achten: Maria ist heute unsere Mutter, weil sie damals die Mutter Jesu ist; damit uns deutlich wird, weshalb der Papst es so wichtig findet, daß wir uns heute zu Maria wenden, um dieselbe Kraft des Allerhöchsten zu erfahren, die damals in ihr die Geburt des Sohnes wirkte. Wir sind Brüder Jesu und sollen heute mit ihm geboren werden.

Der Gedanke ist bei näherem Zusehen klar. Aber nun mögen evangelische Christen sich fragen: Ist das nicht am Ende eine Mischung aus Spekulation und Gefühl – wo ist hier der Grund der Heiligen Schrift? Da müssen wir uns an das Johannesevangelium erinnern, wo die Mutter Jesu zweimal an exponierter Stelle begegnet: einmal zum Beschluß seiner Wirksamkeit, unter dem Kreuz (Joh. 19). Hans Asmussen hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß sich in dieser Quasi-Einrahmung des Sohnes durch die Mutter eine schriftstellerische Absicht des Evangelisten verrät. Wir finden bei Johannes, anders akzentuiert als bei Matthäus und Lukas, die Anstöße zu einer mariologischen Gedankenbildung, zu deren Entfaltung es dann in der weitergehenden Kirchengeschichte kommt.

Nun steht es freilich nicht so, daß der vierte Evangelist, wenn ich so sagen darf, eine *mariologia gloriae* triebe, das heißt, er hütet sich wohl, Maria zur „Göttin“ zu machen. Im Gegenteil: Maria, wiewohl das begnadete Geschöpf, wird mit Härte von ihrem göttlichen Sohn unterschieden; in Kana durch die befremdliche Anrede: Frau, was habe ich mit dir zu schaffen?, und am Kreuz durch das Wort: Frau, siehe, das ist dein Sohn – nämlich der Lieblingsjünger. In der Darstellung des vierten Evangelisten vermeidet es Jesus, Maria als seine Mutter und sich als ihren Sohn zu bezeichnen; Maria heißt „Frau“. Man muß sich hüten, daraus falsche Schlüsse zu ziehen. Im Kontext des Johannesevangeliums kann das nur heißen, daß der fleischgewordene göttliche Logos zwischen sich und dem Geschöpf, das er in Dienst nimmt, Distanz schafft. Diese Distanz ist niemals endgültig, sie wird vom Herrn her in einem nächsten Schritt überbrückt, wie man an seinem Umgang mit den Jüngern oder mit Maria Magdalena oder auch mit Maria erkennen kann, deren Bitte er auf der Hochzeit zu Kana zunächst zurückweist, dann erfüllt. Es handelt sich also um einen Doppelaspekt, um die Verknüpfung von Nein und Ja: Gott ruft, wie Paulus lehrt, dem, was nicht ist, daß es sei (Röm 4, 17). Es ist nun wichtig zu sehen, daß das Lehramt der katholischen Kirche diesen Doppelaspekt erkennt und auf seine Weise beim Namen nennt: „Keine Kreatur nämlich kann mit dem menschengewordenen Wort und Erlöser jemals in einer Reihe aufgezählt werden“, das ist das Nein. Es besteht ein Unterschied, und zwar ein qualitativer Unterschied, zwischen Gott und Kreatur, ein Hiatus, ein Graben, den auch Maria nicht überschreitet. Aber dann, in einem zweiten Schritt, wird ihr eine Aufgabe zuteil, die in jenem qualitativen Sinn dem Sohn untergeordnet ist: ein *munus subordinatum* (62). Das ist das dem Nein korrespondierende Ja, und das Konzil erklärt: „Eine solche untergeordnete Aufgabe Mariens zu bekennen, zögert die Kirche nicht, sie erfährt sie auch ständig und legt sie den Gläubigen ans Herz, damit

sie unter diesem mütterlichen Schutz dem Mittler und Erlöser inniger anhangen“ (62).

Mariens Aufgabe ist also streng untergeordnet, subordiniert, insofern es sich um ihr Verhältnis zu Christus handelt. Ihre Aufgabe ist aber zugleich universal und allumfassend, insofern es sich um ihr Verhältnis zur Gemeinde, zur Kirche handelt. Maria hat im Sinne des Papstes eine zu Christus hin versammelnde, mit ihm vereinigende Funktion, wie sie umgekehrt für das Kommen Christi zu uns — als Mutter des Herrn — den kreatürlichen Raum offenhält. Im Gleichnis angesprochen: Maria ist wie die Luft, die das Licht der Sonne vermittelt. Durch die Art ihres „Dazwischenkommens“ wird für katholisches Glaubensbewußtsein die Unmittelbarkeit zu Christus nicht in Frage gestellt, sondern gerade ermöglicht. Damit kommen wir noch einmal auf Joh 19 zurück. Das für Maria so schmerzliche Nein Jesu, der sie nicht seine Mutter und sich nicht ihren Sohn nennt; der sich ihr in einem unendlichen Sinn entzieht: dieses Nein wird alsbald, wie in Kana, so am Kreuz durch ein Ja kompensiert, die Mutterschaft Mariens wird gleichsam verpflanzt. Als die Erlösung vollbracht war und Jesus schied, hinterließ er der Mutter den anderen, den bisher verlorenen Sohn. Und in der Gestalt dieses nunmehr durchs Kreuz Erlösten — des Lieblingsjüngers — erkennt der katholische Christ, erkennt die ganze katholische Kirche sich selbst; und das erst recht, seitdem Papst Paul VI. Maria als Mutter der Kirche in aller Form deklariert hat.

Und da sind wir nun an einen Punkt gelangt, wo ein evangelischer Christ vielleicht nicht weiter weiß. Evangelische Christen pflegen sich so an die Schrift zu halten: Was nicht wörtlich drinsteht, kommt nicht in Frage! Katholische Christen lesen die Schrift im Raum ihrer Kirche, nicht isoliert von Erfahrung und Weisheit der Väter, sie erleben und verstehen sie — natürlich nicht immer bewußt — aus einer 2000jährigen Perspektive, die sich auf dem Weg der katholischen Christenheit öffnet. Unterwegs hat die Schrift in Menschen zündend gewirkt, hat unter anderen Bedingungen neue Erkenntnis und frisches Leben geschaffen: wer sich um diese Zone des „Unterwegs“ nicht kümmert, wer nur immer an die ältesten Anfänge geht, weil er meint, nur das historisch Erste sei das einzig Wahre, der wird katholisches Christentum wohl niemals begreifen. Freilich steht in Joh 19 nicht wörtlich, daß wir Lieblingsjünger sind und daß demzufolge Maria „jetzt“ unsere Mutter ist. Aber die Kirche, die beinahe 2000 Jahre mit diesem Text gelebt hat, die weiß es — sie hat die Erfahrung.

Als evangelischer Christ sollte man das zunächst einmal hören — und vielleicht wird einem dann nach und nach manches klar. Zum Beispiel dies,

daß Maria für unsere katholischen Brüder und Schwestern nicht nur Vorbild des Glaubens ist — das geht uns ja ein —, sondern daß sie darüber hinaus ein lebendiges Du ist, der man vertraut, die man liebt, die man zu sich nimmt, wie es der Lieblingsjünger getan hat (Joh 19, 27). Da ist vom Herrn her Gemeinschaft gestiftet — man könnte sagen: durch Jesus zu Maria! Oder vielleicht würde uns eines Tages auch verständlicher werden, daß die katholische Kirche Joh 19 erst richtig zu deuten glaubt, wenn sie die beiden Dogmen von 1854 und 1950 ins Spiel bringt. Maria ist unbefleckt empfangen, das heißt, sie ist aus ihrer Nähe zu Christus heraus und um seinetwillen aus der von Adam und Eva begründeten Schuldverstrickung der Menschheit gelöst; nach dieser Seite ihres Wesens ist sie von allem Anfang an nicht von dieser Welt; und diese Freiheit von der Welt um Christi willen vollendet sich durch ihre leibliche Aufnahme in die Herrlichkeit Gottes. Sie, die aus Gnaden vom Ursprung her freie, vollzieht ihr Dasein in kreatürlicher Entsprechung zum menschengewordenen Wort — die Niedrige herrscht nun droben mit ihrem Sohn und ist in ihm und mit ihm präsent. Endlich würden wir vielleicht verstehen, was es bedeutet, daß der „untergeordnete Dienst“ Mariens vom Zweiten Vatikanischen Konzil in seiner heilsgeschichtlich-eschatologischen Dimension erkannt worden ist: „Wie die Mutter Jesu, im Himmel schon mit Leib und Seele verherrlicht, Bild und Anfang der in der kommenden Weltzeit zu vollendenden Kirche ist, so leuchtet sie auch hier auf Erden in der Zwischenzeit bis zur Ankunft des Herrn als Zeichen der sicheren Hoffnung und des Trostes dem wandernden Gottesvolk voran“ (68). Maria ist schon am Ziel: in ihr ist die erlöste Schöpfung mit Christus ins ewige Leben hinübergeschritten. Ihre für das Kommen Christi den (kreatürlichen) Raum offen haltende, ihre die Gemeinde zu Christus hin versammelnde Funktion geschieht auf der Basis des „Es ist vollbracht“ von Joh 19.

Alle diese verschiedenen Blickpunkte des Glaubens manchen im Grunde nur eines klar: Maria ist ganz und in jeder Hinsicht für ihren Dienst an der Kirche in Christus frei und aus ihm ermächtigt.

Zum Schluß muß ich noch einmal an den Anfang zurückkehren und daran erinnern, daß Papst Paul VI. von der Zuwendung zu Maria eine Förderung der Einheit der Christen erwartet, weil Maria damals wie heute „Mutter“ ist — also gleichsam nach dem Wort: Niemand kann Gott zum Vater haben, der nicht Maria zur Mutter hat. Evangelische Christen können sich mit dieser Erwartung nicht schon gleich identifizieren. Selbst wenn sie aufgeschlossen die katholische Schriftauslegung zur Kenntnis nehmen, stehen sie doch außerhalb des Lebensraumes, in welchem der

Glaube an Maria gepflegt wird. Und da ist es nicht leicht, den Papst zu verstehen. Doch gibt es einige rationale Argumente, mit deren Hilfe man sich das Anliegen des Papstes verdeutlichen kann.

Maria hat in der Geschichte des Glaubens eine gewichtige Rolle gespielt. Vor allem hat im Jahr 431 das Dritte Ökumenische Konzil von Ephesus die Gottesmutterchaft Mariens zum Dogma erhoben und damit Strömungen abgewehrt, die die volle Gottheit Christi in Frage stellten. Durch den Titel „Gottesmutter“ war sichergestellt, daß der, den sie gebar, seiner Person nach Gott und nicht ein bloßer Mensch war. Also auch hier Maria als Dienerin Christi: der Blick auf sie macht klar, wer Jesus ist. Man kann fragen, ob eine ähnlich dienende Rolle Maria auch in Hinsicht auf die Vereinigung aller Christen zukommen könnte — ob sie auch heute wieder, wie es in der Liturgie seit alters heißt, dazu bestimmt ist, „alle Häresien in der ganzen Welt allein zu überwinden“. Ich begnüge mich damit, nur noch einen Gedanken in die Debatte zu werfen.

Worunter die Christen aller Konfessionen gegenwärtig leiden, das ist die eigentümliche Ortlosigkeit, in die Jesus Christus für das Glaubensbewußtsein geraten ist, seitdem das metaphysische Weltbild einstürzte und den herkömmlich konzipierten Himmel begrub. Daß Jesus für so viele gutwillige Christen zum bloß irdischen Menschen und Sozialtherapeuten wird, das resultiert ja vor allem aus dieser Verlegenheit, daß es mit dem überlieferten philosophischen Koordinatensystem nicht mehr klappt. Wo Thomas und Kant und Heidegger plötzlich ins Leere reden, da muß Jesus eben marxistisch eingeordnet werden. In dieser geistigen Not, die tiefer reicht, als die Konservativen meinen, könnte auf ganz neue, nur noch vom Glauben zu verantwortende Weise Maria zu Hilfe eilen. Der Glaube an sie, die Mutter der Kirche, könnte im wohlverstandenen Sinn den Glauben an Christus stützen; könnte klarmachen, in welchem geistigen Raum der echte Christus zu Hause ist: nicht dort, wo die restlichen Fetzen der Heiligen Schrift mit Säbeln der Kritik aufgespießt werden; nicht dort, wo ohne oder mit Gewalt die Weltrevolution gärt; sondern dort, wo aus Rettung von Sünde und Tod die Vollendung bei Gott erwächst — bei dem Gott, dessen Reich nicht von dieser Welt ist.

Vielleicht stellt sich eines Tages wirklich heraus, daß Maria, die Freie, unsere Mutter, der einzige „Ort“ der Schöpfung ist, wo man Christus findet, ohne aus Versehen danebenzutappen — denn falsche Christi gibt es wie Sand am Meer. Dann würden die Christen einander fragen: Glaubst du an Christus, Gottes und Mariens Sohn? Das würde sie unterscheiden, darin wären sie eins. Und verdächtig wäre jeder, der Maria aus dem Glaubensbekenntnis streichen wollte!

(MK)

# Ein neues Pfingsten

Eröffnungsvortrag der Priesterexerzitien 1934

Von Pater Jos. Kentenich

*Zu den Lebensäußerungen der nachkonziliaren Kirche, die innerhalb weniger Jahre eine staunenswerte Entwicklung zu verzeichnen hatten, gehört die katholische Pfingstbewegung, die „katholisch-charismatische Gemeindeerneuerung“, wie sie sich in Deutschland nennt. In den Vereinigten Staaten 1966 aus kleinen Anfängen entstanden, konnte sie am Pfingstfest des vergangenen Jahres in Rom ein Welttreffen veranstalten, an dem etwa 10 000 Menschen aus 63 Ländern teilnahmen. Als Papst Johannes XXIII. das II. Vatikanische Konzil einberief, wünschte er, daß sich in der Kirche unserer Tage ein neues Pfingsten ereigne. Das alles ist Anregung, darüber nachzusinnen, daß auch Schönstatt von Anfang an eine originelle charismatische Bewegung ist, in die der Gründer eine kraftvolle Hl. Geist-Frömmigkeit einpflanzte. Als ein frühes Zeugnis dieser Hl. Geist-Frömmigkeit bringen wir nachstehend einen Text aus dem Jahre 1934, die erste Hälfte des Einleitungsvortrags zu den Exerzitien über die priesterliche Lebensfreude. Der Text wurde für die hiesige Veröffentlichung an einigen Stellen leicht gekürzt und, wo nötig, überarbeitet. Außerdem wurde er zum besseren Verständnis mit Zwischenüberschriften versehen.*

Wir machen in diesen Tagen wieder Exerzitien, wiederum in einer schweren Zeit<sup>1</sup>. Wir kommen deshalb auch nicht hierher, um etwa nur einer Forderung des Codex Juris Canonici zu genügen<sup>2</sup>, oder um eine mehr oder weniger religiöse Abwechslung zu genießen, oder um ein paar religiöse Anregungen mithineinzunehmen in das Alltagsleben. Unsere Erwartungen gehen ungleich höher. Worin sie jedoch im einzelnen bestehen, kann ich von vornherein nicht mit Sicherheit sagen. Vielleicht erwarten Sie von diesen Tagen eine tragfähige Sicherung für kommende schwere Zeiten. Da haben Sie recht: Die Zeiten sind schwer und werden vielleicht noch

<sup>1</sup> 1933 war in Deutschland Adolf Hitler an die Regierung gekommen. Seit dem Tode des Reichspräsidenten von Hindenburg besaß er als „Führer und Reichskanzler“ unbeschränkte diktatorische Macht. Zu seinen Hauptgegnern zählte die katholische Kirche, die er von Jahr zu Jahr stärker bekämpfen ließ.

<sup>2</sup> Kanon 126 des Codex Juris Canonici schreibt vor, daß die Weltpriester wenigstens alle drei Jahre an geistlichen Übungen teilnehmen müssen.

schwerer, etwa nach der Saarabstimmung<sup>3</sup>. Vielleicht erwarten Sie eine Umschweifung, eine Umformung Ihres ganzen Wesens zu ausgeprägten, von göttlichen Kräften durchrieselten, erleuchteten Führerpersönlichkeiten. Auch hier darf ich sagen: Da haben sie dreifach recht.

### *Die Forderung der Stunde: der Priester als prophetischer Führer*

Zunächst in Ihrer Forderung nach ausgeprägter Führerpersönlichkeit. Das wissen, das fühlen wir alle, die wir die heutige Zeit kennen: Die Ausführungsbestimmungen zum Konkordat mögen ausfallen wie auch immer<sup>4</sup>, wir stehen zweifellos vor einer außerordentlich starken Zeitenwende, vor einer Wende im Seelsorgsraum und in der Seelsorgsmethode. Heute drängt alles hin zu den letzten Lebensprinzipien, zu den Urprinzipien, zu den Urquellen. Zweitletzte Dinge, auch zweitletzte pastorale Dinge werden uns mehr und mehr aus den Händen geschlagen. Die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo wir als Persönlichkeiten, als Führer unseres Volkes, unmittelbar der Masse unseres Volkes gegenüberstehen. Zwischenglieder, wie wir sie bisher von Kindheit an gekannt haben, etwa in Form unserer Verbände und unseres Vereinslebens, müssen wir, ob wir wollen oder nicht, mehr und mehr ausschalten aus unserer Rechnung. Nicht so, als sollten wir leichten Herzens darauf verzichten. Mit der einen Hand kämpfen wir für das Bestehende, mit der anderen bauen wir eine neue Zeit auf. Denken Sie sich aus, wie das sein wird, wenn wir mit unserer nackten Persönlichkeit der nackten Masse des Volkes gegenüberstehen! Das ist der neue Seelsorgsraum, auf den wir uns einstellen müssen. Und die neue Methode? Muß nicht die Wirkung, die wir bisher durch andere, zweitletzte Mittel erstrebt und erreicht haben, künftig durch eine ganz starke, ausgeprägte Führerpersönlichkeit erstrebt und erreicht werden?

Ein zweites Mal haben Sie recht mit Ihrer Forderung an diese Führerpersönlichkeit. Bis vor kurzem hat man in unserem Lager noch darum gestritten, wie der Führer der neuen Zeit aussehen soll. Heute ist diese Streitfrage gegenstandslos. Heute ist man sich in allen Schattierungen unseres

<sup>3</sup> Durch den Versailler Vertrag war das Saargebiet für 15 Jahre vom Deutschen Reich getrennt worden. Am 13. Januar 1935 sollte die Bevölkerung des Saargebietes über ihre endgültige Zugehörigkeit abstimmen. Da die Bevölkerung mehrheitlich katholisch war, legte Hitler sich, um ein für Deutschland günstiges Abstimmungsergebnis nicht zu gefährden, einstweilen in seinen Beziehungen zur katholischen Kirche eine gewisse Zurückhaltung auf.

<sup>4</sup> Am 20. Juli 1933 hatte der Hl. Stuhl, um die Rechte der Kirche so viel wie möglich zu sichern, mit dem Deutschen Reich ein Konkordat geschlossen. Zu den im Konkordat vereinbarten Abmachungen über die katholischen Vereine und Organisationen, auf die Pater Kentenich sich hier bezieht, ist es nie gekommen.

Lagers einig, daß der Führer der heutigen Zeit der prophetische sein muß. Wir wissen von früher, daß wir in der Geschichte drei große Zeiten unterscheiden können: Zeiten der Ruhe, Zeiten der Formversklavung, Zeiten der Eruption, der Revolution. Je nachdem in welcher Zeit wir leben, wechselt und wandelt sich auch das Bild des Führers. In Zeiten der Ruhe, der geistbeseelten Ruhe, genügt eine gewöhnliche Führerpersönlichkeit, die übernatürlich eingestellt ist. In Zeiten der Formversklavung kommt gewöhnlich ein Führertyp auf, der sich als Beamter versteht. Auf solche Zeiten der Formversklavung folgt aber erfahrungsgemäß durchweg eine Zeit der Revolution, eine Zeit der Auflösung. Eine solche Zeit haben wir gegenwärtig vor uns, in einer solchen Zeit leben wir. In einer solchen Zeit verlangt Gott von den Führern ein ausgeprägtes prophetisches Führertum.

Der prophetische Führer ist der Mann, der von Gott gesandt ist; der tief durchdrungen ist von dieser göttlichen Sendung; der mit dieser göttlichen Sendung aber auch göttliche Kraft in sich trägt und, davon getragen, den Mut, die Sehnsucht, die hinreißende Sehnsucht hat, sich für diese göttliche Sendung wenn nötig an das Kreuz schlagen zu lassen. Ja, recht haben wir, wenn wir diese Sehnsucht mit hierher bringen in diese Exerzitionen und von ihnen eine starke Umschweißung, eine starke Umformung unseres Wesens erwarten, hinein in das Ideal dieser ausgeprägten, von göttlichen Kräften durchrieselten und erleuchteten Führerpersönlichkeit.

Recht haben Sie auch ein drittes Mal, wenn Sie erwarten, daß die Exerzitiengnaden von diesem Ort aus nach der angegebenen Richtung in uns besonders wirksam werden sollen. Wir fühlen es alle: Soll diese Führerpersönlichkeit Wirklichkeit werden, soll wirklich eine ganz starke und neue Welt um uns herum lebendig werden, dann brauchen wir nicht nur eine ausgeprägte Ideen-, sondern auch eine Gnadenbewegung. Ob Sie das nicht erwarten dürfen und müssen an diesem Ort? Eine ausgeprägte Gnadenbewegung, wie wir sie gläubig annehmen aus unserem Heiligtum? Wir haben sie schon jahrelang erfahren, wenn wir uns mit einigem Erfolg mühten, die alten katholischen Wahrheiten, ohne die geringsten Konzessionen zu machen, zuzuschneiden auf die heutige Zeit.

#### *Erneuerung der Weihegnade durch ein neues Pfingsten*

Ich weiß nicht, was Sie sonst noch hierher bringen an Erwartungen. Sie müssen sich selbst fragen, und dann werden Sie in Ihrem Innern das eine oder andere Echo hören. Letztlich aber können wir alles auf einen Generalnenner zurückführen: Wir erwarten von den Exerzitionen eine tiefgreifende Erneuerung der Weihe- und Pfingstgnade.

Hier müssen wir wohl stehen bleiben. Geht es Ihnen nicht so, meine Herren, zumal uns, die wir schon älter geworden sind, daß wir zuweilen sagen: Ach könnten wir doch jetzt erst geweiht werden! Könnten wir doch jetzt erst mit ganzer unverbrauchter Kraft, mit dem ganzen unverminderten Gnadenmaß, wie die Weihe es uns zur Verfügung gestellt hat, in den heutigen gigantischen Geisteskampf eingreifen!

Wir können die Weihe nicht noch einmal empfangen. Aber eines können wir: Wir können eine Erneuerung unserer Weihegnade erwarten, dem Wunsch und Befehl des hl. Paulus folgend: „Vernachlässige nicht die Gnadengabe in dir, die dir verliehen worden ist durch Prophetenwort mit Handauflegung der Ältesten“ (1 Tim 4, 14). Wenn wir Weihegnade und Pfingstgnade in einem Atemzug nennen, wissen wir theoretisch und erfahrungsgemäß, daß beide Gnaden einander bedingen und ergänzen. Es steht vor uns der Tag der Weihe. Wir erinnern uns mit einer gewissen Freude und Wehmut daran, und noch klingt in unseren Ohren das Wort: „Accipe Spiritum Sanctum, empfangen den Hl. Geist“. Der Bischof hat es uns zugerufen. Wurde damit nicht dasselbe Wirklichkeit, was sich am Pfingstfest in der jungen Kirche ereignet hat? Und die Wirkung dieses Geistesempfangs? „Alle wurden erfüllt vom Hl. Geiste und fingen an zu sprechen“ (Apg 2, 4).

Unwillkürlich versetzt diese Überlegung uns hinein in den Abendmahlsaal, und es wird in uns dieselbe Bitte, dieselbe Haltung lebendig, wie sie im Abendmahlsaal Wirklichkeit geworden ist. Dürfen wir nicht in diesen Tagen, aber auch über diese Tage hinaus, in unserem kleinen Heiligtum dort unten im Tal unser Coenaculum sehen? „Alle verharreten einmütig im Gebet mit Maria, der Mutter Jesu“ (vgl. Apg 1, 14). Ja, in diesen Tagen darf der Abendmahlsaal lebendig werden, lebendig auch die Grundhaltung der Apostel.

Lebendig werden soll und darf in diesen Tagen in hervorragender Weise die ursprüngliche Pfingstbitte: „Emitte Spiritum tuum!“ Sende doch du, Geist Gottes, sende doch du, Himmelsvater, sende doch du, Heiland, deinen Geist aus! Wenn du ihn ausgesandt hast, dann ersteht die Nova Creatura, die Neue Schöpfung, dann wird der Mensch innerlich umgeformt. Mensch, Menschheit und Gemeinschaft werden erneuert, werden erlöst, vollwertig erlöst.

Müssen wir nicht, meine Herren, diese flehentliche Bitte in diesen Tagen recht häufig in den Mund nehmen? Mit der Gottesmutter rufen wir empor: „Emitte Spiritum tuum! Sende aus deinen Geist!“ Ist nicht der

Geist Gottes der Hl. Geist? Ist nicht das Pfingstwunder eine Wirkung der hochlodernden Sehnsucht nach der schöpferischen Kraft des Heiligmachers und Umformers? Hochlodernde Sehnsucht! Wollen Sie es verfolgen, wie wir sie innerlich erlebt haben bei unserer Weihe? Es mag uns noch stark in Erinnerung sein, wie diese Sehnsucht nach dem Geist Gottes, nach dem schöpferischen Geist, nach dem Heiligmacher in uns wirksam war.

Wenn wir zurückschauen in den Abendmahlsaal, was der Geist Gottes und wie der Geist Gottes bei den Aposteln gewirkt hat, so finden wir, wie die Sehnsucht eine schöpferische Kraft entfaltet hat, wie die Sehnsucht den Schöpfergeist auf die junge Kirche herabgezogen hat — hatte doch der Heiland den Aposteln gesagt, sie sollten im Coenaculum bleiben und den Geist erwarten. War das nicht richtunggebend für die erwartende Sehnsucht und die sehnsüchtige Erwartung? Und die Gottesmutter hat mit eingestimmt. Die Gottesgelehrten sagen uns mit Recht, daß die Sehnsuchtsaffekte der Gottesmutter die Zufuhr an Gnade seitens des Hl. Geistes überaus stark und reichhaltig werden ließ.

Wenn wir in die Apostelgeschichte hineinschauen, dann sehen wir die Wirksamkeit des Hl. Geistes auch nach dem Pfingstfest, und wir sehen zugleich, wie die Geschichte der Urgemeinde die schöpferische Kraft des Heiligmachers, die schöpferische Kraft des Geistes Gottes in einzigartiger Weise bestätigt.

### *Eine neue Welt am Werden*

Verlangt nicht auch die heutige Zeit, meine Herren, eine außerordentlich tiefe Wirksamkeit des Hl. Geistes? Was bedeutet das für uns in diesen Exerzitien? Meinen Sie nicht: Je mehr die Zeit nach dem Schöpfergeist und Heiligmacher schreit, desto mehr müßten wir ihn herunterziehen durch die schöpferische Kraft der Sehnsucht? Wollen wir uns deshalb nicht einigen auf den gemeinsamen Hilferuf: „Emitte Spiritum tuum! Sende aus deinen Geist!“

Fühlen Sie nicht, daß eine neue Welt am Werden ist, daß die Welt eine neue Gestalt annehmen will? Ist es nicht unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, daß diese neue Welt in einzigartiger Weise das Antlitz des Heilands trägt? Deswegen müssen wir mit den Aposteln die Hände falten, müssen uns mit der Gottesmutter und untereinander verbinden, um auszurufen: „Emitte Spiritum tuum! Sende aus deinen Geist, und das Antlitz der Erde, das Antlitz unserer Umgebung, das Antlitz unserer Pfarrei, unserer Gemeinde wird erneuert!“

Darf ich Ihnen vorschlagen, daß wir uns heute abend hier im Saal geistig in Reih und Glied stellen mit allen hochstrebenden Katholiken, mit allen Priestern der ganzen Welt und unseres deutschen Vaterlandes, auch mit allen Volksgenossen? Was uns in gemeinsamer Mentalität eint, das ist der schöpferische Flehruf nach der Kraft des Schöpfergeistes und Heiligmachers: „Sende aus deinen Geist und alles wird neu geschaffen, und du wirst das Antlitz der Erde erneuern!“

Wir stehen darum zunächst in Reih und Glied mit allen strebsamen Katholiken der heutigen Zeit. Habe ich recht, wenn ich aus dem einen großen Chor den einen großen Schrei nach dem Schöpfergeist heraushöre? Ist es wahr, daß dieser Schrei aus den Herzen aller wahren Katholiken klingt? Ist der Chor, ist die Schar dieser echten Katholiken wirklich so groß? Gibt es heute nicht Legionen von Katholiken, die das Pfingstfest und den Hl. Geist kennen und anerkennen als ein historisches Ereignis aus der Vergangenheit, die aber nicht mehr lebendig glauben an die überall, auch in die heutige Zeit hineinragende Kraft des Lebendigmachers? Wie viele von uns sind müde und matt! Sie können sich nicht mehr erheben zum Glauben an eine Nova creatura, eine Neue Schöpfung, an einen neuen erlösten Menschen und eine neue erlöste Menschheit. Wir wollen nicht zu denen gehören, die viel vom Pfingstfest und von der Pfingsttätigkeit des Hl. Geistes vor Jahrtausenden zu erzählen wissen, aber den Lebendigmacher, den Hl. Geist, in der Gegenwart nicht mehr spüren. Wir glauben an seine Kraft, an seine umformende Kraft, an seine Schöpferkraft auch in der heutigen Zeit, auch in uns und in unserem Volke.

#### *Neuer Mensch, Neue Gesellschaft als Werk des Hl. Geistes*

Ich spreche von einem einzigen großen Schrei, der aus den Herzen der wahren Gläubigen nach oben dringt. Hören Sie diesen Schrei? Wenn Sie ihn genauer überprüfen, werden Sie finden, daß als sein wesentlicher Inhalt die Erwartung eines neuen Menschen und einer neuen menschlichen Gesellschaft hindurchklingt. Vergleichen Sie bitte, wie grell der Schrei im Lager der Gegner klingt! Der Bolschewismus<sup>5</sup> lebt von dieser Erwartung und von der Sehnsucht nach einem neuen erlösten Menschen und einer neuen erlösten Menschheit. Wir tun alle gut, diesen Schrei auch aus so vielen Jugendlichen herauszuhören, die aus unserem Lager in das andere hinüberlaufen. Was drüben auf unsere

<sup>5</sup> Was Pater Kentenich vom Bolschewismus sagte, war bei den damaligen Verhältnissen in Deutschland in erster Linie auf den Nationalsozialismus gemünzt.

Jugend so hinreißend wirkt, das ist diese elementare Sehnsucht. Sie zu verwirklichen, dürfte Utopie sein. Aber sie ist vorhanden, diese Sehnsucht nach dem neuen Menschen und der neuen menschlichen Gesellschaft.

Lebt diese Erwartung und Überzeugung auch in unseren Kreisen? An sich müßte sie lebendig sein. Hat denn der Heiland die Nova creatura, den neuen erlösten Menschen nicht in klaren Linien umrissen? Ich brauche bloß herauszuhören, was er in den acht Seligkeiten zu sagen weiß. Dort zeichnet er ein Bild des erlösten Menschen, das immer, zu jeder Zeit neu ist. Aber damit ist der Heiland nicht zufrieden. Er will auch eine erlöste menschliche Gesellschaft haben. Darum läßt er uns immer wieder bitten und betteln: „Adveniat regnum tuum! Zu uns komme dein Reich!“ Wenn es in der Hl. Schrift bald in dieser, bald in jener Formulierung heißt: Das Reich Gottes ist ein Reich der Wahrheit, ein Reich der Gerechtigkeit, ein Reich der Liebe, dann müssen wir heraushören, was der Heiland sagen will. Er will unserer Sehnsucht die Wege weisen. Auch wir müssen in uns, in unserer jeweiligen Zeitepoche, die Sehnsucht haben nicht nur nach dem erlösten Individuum, sondern auch nach der erlösten menschlichen Gesellschaft, nach einem Gottesreich hier auf Erden, nach der Civitas Dei.

Darf ich noch einmal fragen: Kennen wir als Priester und Führer des Volkes in dieser ausgeprägten sicheren und gesicherten Weise diesen Schrei, den Erwartungsschrei nach dem erlösten Menschen und der erlösten menschlichen Gesellschaft? Müssen wir nicht vielfach gestehen, besonders in der heutigen Zeit, daß wir das Christentum zu einseitig auffassen als Himmelsleiter, nicht aber auch als Erdenleiter? Überlassen wir nicht zu stark die Formung eines Himmels hier auf Erden den anderen? Wir mögen uns damit trösten, daß der Himmel hier auf Erden ohnedies nicht erreichbar ist. Das ist ein halber Katholizismus, der sich so einstellt. Es ist wahr, daß wir an das Reich Gottes, an die Vollendung im Himmel glauben müssen. Aber haben wir nicht auch die Aufgabe, mit Aufbietung aller Kräfte hier auf Erden schon den Idealstaat des Gottesreiches in unserer Zeit, auch in schweren Zeiten, wie wir sie heute erleben, formen und gestalten zu helfen? Deswegen müssen wir für uns die Parole ausgeben und unentwegt und freudig daran festhalten: Schaffung eines katholischen Idealstaates! Aber nicht in die Ferne schweifen! Ich will diesen katholischen Idealstaat schaffen in meinen Vereinen, in meiner Pfarrfamilie. Weg deswegen auch mit dem Pessimismus und mit dem Gedanken: Es läßt sich keine vollendete erlöste menschliche Gesellschaft schaffen. Wie das müde macht! Es ist freilich nicht unsere Sache, den

Erfolg zu sichern. Trotzdem müssen wir darum ringen, Tag für Tag von neuem, diesen Idealstaat zu schaffen. Weg deswegen auch mit Klein-geisterei und Engstirnigkeit! Sie ist nicht am Platz gegenüber den Zeit-nöten und der Zeitenwende! Wir müssen den Idealstaat, eine neue Welt schaffen helfen, in der die ursprünglich katholischen Kräfte mobilisiert werden. Das wäre die rechte Angriffspolitik. Es mag unser Recht sein, auch einmal zu schimpfen. Aber dabei dürfen wir nicht stehen bleiben. Wir müssen Oasen schaffen, und jeder kann es. Ich habe dafür in meiner Pfarrgemeinde einzelne Familien, ich habe den Verein. Ich werde in die Zeit hineinhören, was mitklingt an Strömungen, was Gott in besonderer Weise geformt wissen will, und so gestalte ich auch meinen kleinen Idealstaat. Es ist einerlei, ob die Kelle mir aus der Hand fällt. Ich habe nur zu bauen; das andere ist Gottes Aufgabe. Hören wir den hl. Augustinus: „Utamur haereticis . . .“<sup>6</sup> Auch er stand an einer Zeitwende und fühlte: Das alte Reich wird zu Grabe getragen. Und wie war damals mit dem Untergang des alten Reiches der Glaube an das Weltende verbunden! Aber Augustinus glaubte an diese Civitas Dei, daß sie geschaffen werden könne. „Utamur haereticis . . .“ Was meint er damit? Er zeigt uns, welche Kräfte wir in besonderer Weise mobilisieren und als Aufbaukräfte einbauen müssen, sei es in unserer Pfarrfamilie oder anderswo. So müssen wir den Schrei der modernen Menschheit erwidern, müssen sein Echo in unserer eigenen Seele, in unseren eigenen Reihen immer mehr erweitern und vertiefen. Das andere, dieser Pessimismus, dieses unfruchtbare Schimpfen und Warten, Hangen, Bangen und Hängenlassen taugt nichts.

Was aber soll das alles, was ich Ihnen da sage? Ich wollte Ihnen jeweils nur deutlich machen, daß durch das katholische Volk ein einziger Schrei nach dem Hl. Geiste geht. Und was habe ich Ihnen dabei nachgewiesen? Daß dieser Schrei der Schrei nach dem neuen erlösten Menschen und nach der neuen erlösten menschlichen Gemeinschaft ist. Der Zusammenhang, der hier obwaltet, ist leicht ersichtlich. Ich hätte mir die Arbeit auch leichter machen können, hätte Ihnen schnell sagen können: Jede Erlösung ist abhängig von der Gnade, vom Hl. Geist. Wenn also die heutige Welt erlöst werden soll, dann geht das nicht ohne den Geist Gottes, den Schöpfergeist und Heiligmacher. Aber noch einmal: So leicht wollte ich mir die Arbeit nicht

<sup>6</sup> „Utamur ergo etiam haereticis, non ut eorum approbemus errores, sed ut catholicam disciplinam adversus eorum insidias asserentes, vigilantiores et cautiores simus, etiamsi eos ad salutem revocare non possumus.“ Augustinus, De vera religione VIII 15. Pater Kentenich pflegte diese Aussage so zu deuten, daß es für die Seelsorge gelte, auch in den Irrlehren (wie z. B. im Nationalsozialismus) nach der Wahrheit oder Teilwahrheit zu suchen, von der sie leben und der sie ihre Stoßkraft verdanken, um diese Wahrheit dann in der eigenen Seelsorge genügend zu berücksichtigen.

machen. Ich meinte, Ihnen zum Bewußtsein bringen zu müssen, daß der moderne Mensch und die moderne Menschheit, wenn sie erlöst werden sollen, nicht nur schlechthin den Hl. Geist nötig haben, sondern auf eine überaus tiefgreifende Wirksamkeit des Geistes Gottes, des Hl. Geistes angewiesen sind.

### *Erlöster Mensch*

Wie aber muß der moderne erlöste Mensch aussehen? Was ist das für ein Mensch? Es ist der durchsittlichte, der durchgeistigte, der verpersönlichte Mensch. Da haben Sie drei Worte, die einen ganz tiefen Inhalt umschließen. Was müssen wir heute erziehen? Wir werden den Bolschewismus nicht überwinden können durch Gelehrsamkeit. Dazu ist heute nicht der rechte Augenblick. Wenn der brutalisierte Mensch uns niederstampfen will, dann wird die Wissenschaft als Gegengewicht uns wenig nützen. Was müssen wir ihm also gegenüberstellen? Außerordentlich starke, durchsittlichte, durchgeistigte, verpersönlichte Charaktere, kraftvolle Gestalten, Menschen die aus einem Kern herausgewachsen sind, die keine Gesinnungsverschleierung kennen, die die Wahrheit kennen. Hören Sie die Ausdrücke noch einmal: durchsittlichte, durchgeistigte, verpersönlichte Menschen. Nehmen Sie diese Formulierungen nicht als Schlagworte! Sie haben einen ganz großen Inhalt für den modernen Menschen. Heute ist vielfach die Rede von der Renaissance der Natur. Sowohl die arteigene wie auch die generelle Natur müsse regeneriert werden. Sehen Sie doch bitte, wie wenig das Christentum in weiten Kreisen die Bestie im Menschen getauft hat. Ich brauche nur ins bolschewistische Lager hineinzuschauen. Wie wenig sind dem modernen Menschen die Giftzähne gezogen worden! Woher das kommt? Wir wollen nicht anklagen, sondern unsere Aufgabe sehen. Was wollen wir? Den Idealstaat schaffen! Wie muß er aussehen? Das kann ich jetzt nicht in großen Zusammenhängen ausführen. Aber ich darf sagen: Wir müssen eine vollkommene Gemeinschaft von vollkommenen Persönlichkeiten schaffen. Das ist nicht schnell zu erreichen. Aber es gilt das Ziel ins Auge zu fassen.

Der so aussehende erlöste Mensch ist nicht denkbar, ohne daß der Hl. Geist mit seinen Gaben wirksam ist. Das wissen wir: Wenn es gilt, in der Charakterbildung ein Kabinettstückchen fertigzubringen und größere Schwierigkeiten zu meistern, dann sind wir total angewiesen auf die göttliche Kraft des Hl. Geistes. Wiederum fühlen Sie, wie recht ich habe: Der Schrei der guten Katholiken ist ein einziger Schrei nach dem Hl Geist.

Aber damit ist unsere Aufgabe noch nicht gelöst. Wir müssen auch die neue Welt, den neuen Gottesstaat in einem überaus gottgewollten Umformungsprozeß gestalten helfen. Es würde zu weit führen, wenn ich die Linien zeichnen wollte, nach denen dieser Prozeß vor sich gehen muß. Nur das eine will ich sagen: Wieviel Licht und Kraft gehört dazu, hier klar zu sehen und einzugreifen! Wer kann das? Niemand, und wenn er ein säkularer Mensch wäre. In einer Zeit, in der diabolische Kräfte triumphieren, kann nur der Mensch helfen, der in göttlicher Kraft vom Hl. Geiste erfaßt ist. Deswegen sind wir als Priester, als Elitekorps der Kirche, in einzigartiger Weise angewiesen auf den Hl. Geist. „Emitte Spiritum tuum! Sende aus deinen Geist!“

So soll es denn werden. So soll am Schluß unserer hl. Exerzitien ein neues Pfingstwunder stehen. Die Erneuerung des Pfingstwunders aber setzt voraus die Pfingstsituation, setzt voraus die Erneuerung der hochlodernen Sehnsucht, der hochlodernen schöpferischen Sehnsucht nach dem Schöpfergeist und Heiligmacher. In dem Ausmaß, als die schöpferische Kraft einer hochlodernen Sehnsucht nach dem Schöpfergeist und Heiligmacher in uns lebt, wird dieser Schöpfergeist selbst sich uns zu eigen geben.

### Eine neue Sekte

In unseren Tagen wird von vielen Punkten her aufrichtig an der Herstellung der Einheit im christlichen Glauben gearbeitet. Es ist aber auch nicht zu übersehen, daß wir uns in einer Zeit neuer Sektenbildungen befinden, die den Zustand der Spaltung verschlimmern. In den letzten Jahren macht besonders die Sekte des Koreaners San Myung Mun von sich reden. Neuestens hat sie vor allem in den Vereinigten Staaten Fuß gefaßt, breitet sich jedoch auch in Westeuropa aus. Wie groß die Anhängerschaft der Sekte genau ist, ist schwer zu erfahren. Ihr Gründer selbst behauptet, in seiner Heimat Süd-Korea etwa 300 000, in Japan 200 000 und in den USA 50 000 Gefolgsleute zu haben. Die Zahlen für die Bundesrepublik schwanken zwischen einigen hundert und einigen tausend. Immerhin hat die Sekte in Neumühle bei Camberg/Taunus bereits ein Trainingszentrum einrichten können, und in New York konnte man Anfang Juni bei einer Veranstaltung, die das „Gott-segne-Amerika-Festival“ genannt wurde, gegen 30 000 Teilnehmer in das Yankee-Stadion ziehen sehen. Die meisten Anhänger San Myung Muns scheinen, wenigstens in den USA und Westeuropa, junge Menschen in den Zwanzigern zu sein. Nicht unbeträchtlich ist offenbar auch die Finanzkraft der Sekte. Man hört, daß sie in den letzten Jahren pro Jahr durchschnittlich 10 Millionen Dollar an Einnahmen zu verzeichnen hatte, mit denen sie in Kalifornien und in New York bedeutende Investitionen tätigte. So erwarb sie z. B. in Manhattan für mehr als fünf Millionen Dollar das Hotel „The New Yorker“. Darin soll künftig das Hauptquartier der Sekte und ein Hospiz untergebracht werden.

Die Sekte tritt unter verschiedenen Namen auf: „Gesellschaft der göttlichen Prinzipien“, „Vereinigte Familie“, „Wiedervereinigungskirche“. Der Name aber, den vor allem sie auf sich anwendet, heißt: „Gesellschaft des Heiligen Geistes zur Vereinigung der Weltchristenheit“. Es ist freilich eine Frage — oder auch keine! —, ob die Sekte überhaupt als „christlich“ gelten kann.

Ihr Gründer San Myung Mun wurde 1920 in Korea als Kind einer presbyterianischen Familie geboren. Als Junge ging er zu einer Kirche der Pfingstler. Auf Ostersonntag 1936, im Alter von 16 Jahren also, hatte er, wie er behauptet, eine Erscheinung Jesu Christi; dabei habe Christus ihm den Auftrag erteilt, die von ihm begonnene Erlösung der Menschheit zu

Ende zu führen. 1944 heiratete Mun, verließ jedoch später seine Frau, um nach Nord-Korea zu gehen und dort zu predigen. 1948 wurde er hier von den kommunistischen Machthabern verhaftet und eingekerkert. In den Wirren des 1950 einsetzenden Korea-Krieges konnte er nach dem Süden fliehen und gründete in Seoul seine eigene Kirche. Auch schrieb er in den folgenden Jahren das Buch über „Die göttlichen Prinzipien“, das ein Kompendium seiner Lehre darstellt.

Zentraler Inhalt dieser Lehre ist die Offenbarung vom Kommen des zweiten Messias. Jesus Christus, der erste Messias, hat diese Offenbarung dem Sektengründer mitgeteilt. Das Kommen eines zweiten Messias ist notwendig, weil Jesus seine Aufgabe nicht erfüllen konnte. Nach dem Willen Gottes nämlich sollte Jesus keineswegs am Kreuze sterben, er sollte vielmehr von den Juden erkannt und anerkannt werden. In und mit dem jüdischen Volk sollte Jesus ein Königreich aufrichten, das einmal die ganze Erde umfassen würde. Doch stellte das jüdische Volk sich ihm nicht zur Verfügung. Auch Johannes der Täufer verweigerte sich ihm „und starb eines schimpflichen Todes anstatt der erste Minister des Königs Jesus zu werden“. Jesus ist indes nicht total gescheitert: durch seinen Einsatz rettete er die Seelen der Menschen, nicht aber ihre Körper; ihrem Körper nach sind die Menschen unter der Herrschaft des Satans verblieben, und eben deswegen muß der zweite Messias kommen. Seine Ankunft und sein Auftritt geschieht in unserer Gegenwart. Mun macht in dieser Hinsicht genaue Angaben: Die Geburt des zweiten Messias hat bereits stattgefunden, unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, und zwar in Korea. Auch dieser zweite Messias wird auf Widerstand stoßen und als Häretiker und Blasphe-miker verleumdet. Aber er wird sich durchsetzen, er wird heiraten — was auch Jesus an sich hätte tun sollen — und eine „vollkommene“ Familie gründen, die den Anfang einer erneuerten vollkommenen Menschheit bilden wird.

Es ist charakteristisch für Muns Lehre, daß er sie mit der gegenwärtigen Zeitgeschichte und ihren Hauptereignissen in Verbindung bringt. Der Erste Weltkrieg schon war für ihn Teil der Auseinandersetzung, die im Hintergrund der Weltgeschichte zwischen Gott und Satan, zwischen den Mächten des Guten und denen des Bösen vor sich geht. Im Ersten Weltkrieg konnten die Mächte des Guten, die sich für Mun in den westlichen Demokratien verkörpern, die Zone ihres Einflusses auf die Kolonialvölker ausdehnen. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Diktaturen, die für die Macht des Bösen stehen, überwunden. Im Dritten Weltkrieg, den Mun voraussieht, werden sich die göttlichen Mächte mit den satanischen in der Gestalt der materialistischen, kommunistischen Staaten messen. Dabei wer-

den die westlichen Völker unter der Führung der Vereinigten Staaten den Sieg davontragen, wie auch die Vereinigten Staaten ausersehen sind, dem zweiten Messias als Aufenthalt zu dienen.

Es stellt sich natürlich die Frage, ob Mun nicht sich selber für den zweiten Messias hält. Die Aussage, daß der zweite Messias kurz nach dem Ersten Weltkrieg in Korea geboren worden sei, trifft auf ihn zu. Eine ausdrückliche Erklärung darüber hat er bisher jedoch nicht abgegeben. Allerdings deutet das Verhalten seiner Anhänger, besonders des inneren harten Kerns, darauf hin, daß sie ihn dafür halten. In der zweiten Heirat Muns im Jahre 1960 erblicken sie den Beginn einer neuen Epoche der Weltgeschichte. Sie ehren nicht nur Mun und seine zweite Frau als ihre „wahren Eltern“, sondern beten auch zu ihnen. Von Mun werden Aussprüche wie die folgenden berichtet: „Gott lebt in mir, ich bin seine Verkörperung. Die ganze Welt ist in meiner Hand. Ich werde sie erobern und unterwerfen. In der vergangenen Geschichte der Menschheit hat es Heilige, Propheten und religiöse Führer gegeben. Der Lehrer (d. h. Mun selbst) ist mehr als alle diese Leute und auch größer als Jesus.“ Oder: „Ihr müßt ein neues Leben anfangen, und zwar so, daß ihr eure bisherigen Familien, Freunde, Nachbarn und Verwandten verleugnet. Ihr müßt euch selber rein halten. Wenn ihr euch auf irgendeine Weise befleckt habt, dann ist es besser, euch zu töten als am Leben zu bleiben.“

Worin nun besteht die Anziehungskraft der Lehre Muns und seiner Sekte? Man wird vielleicht eine doppelte Antwort geben können. Die erste muß wohl lauten: Die bestehenden Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften erreichen offenbar eine große Anzahl von Menschen, besonders von jungen Menschen nicht mehr, sie sprechen sie nicht mehr an. Die christliche Botschaft ist keineswegs überall noch so verbreitet und bekannt, wie man das annimmt. Die zweite Antwort: Die bestehenden Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften bieten weithin nicht mehr, was die jungen Menschen ersehnen und brauchen, und das ist einmal eine Gemeinschaft, in der sie sich beheimatet fühlen, und sodann eine Wegweisung zu einem sinnvollen Leben im Dienste an einer besseren Welt.

Von Kennern der Mun-Sekte wird bestätigt, daß die Anhänger Muns der Überzeugung sind, beides in seiner Nachfolge gefunden zu haben. Die Sekte legt großen Nachdruck auf Gemeinschaft. Wer frisch in sie eintritt, wird nicht alleingelassen, sondern erfährt ständig den Beistand und die Unterstützung der älteren „Geschwister“. Man betet, man singt miteinander. Der Lebensstil ist einfach. Die finanziellen Mittel werden von der Gemeinschaft verwaltet. Dafür nimmt man durchaus auch harte Lebens-

bedingungen in Kauf. So beträgt die Schlafenszeit in den Zentren und Heimen der Sekte durchschnittlich nur fünf oder sechs Stunden. Der Gehorsam wird ziemlich streng gehandhabt. Die den Mitgliedern zugewiesenen Aufgaben umfassen Hausarbeit, Verkauf auf den Straßen, Werben von neuen Mitgliedern. Und dieses ganze Leben in der Gemeinschaft und nach ihrer Ordnung dient der Verwirklichung einer besseren Welt, einer Welt, wie sie den Plänen Gottes entspricht und von Gott selbst dem „Meister“ geoffenbart worden ist.

Es gibt freilich bereits genug Anhänger Muns, die sich wieder von ihm abgewandt haben und vor ihm und seiner Sekte warnen. Zu den heftigsten Gegnern Muns gehören Eltern, deren Kinder er für sich gewonnen und von ihren Familien abspenstig gemacht hat. Viele seiner Kritiker halten ihn schlicht für einen Betrüger, der nur auf seinen Profit aus ist und den Idealismus seiner Anhänger ausbeutet. Tatsächlich sieht es so aus, als ob die Sekte nicht immer auf einwandfreie Weise vorgeht. Wenn die Mitglieder ausschwärmen, um mit ihren Waren hausieren zu gehen, behaupten sie, der Erlös sei für notleidende Menschen, für Waisenkinder, Drogensüchtige usw. bestimmt — was nicht zutrifft. Auch bei der Werbung neuer Mitglieder benutzt man zweifelhafte Methoden. Eine Studentin aus Texas kam durch ein Zeitungsinserat mit der Sekte in Kontakt. Das Inserat hieß ziemlich harmlos: „Aufrichtige, gewissenhafte Person, die an der Verbesserung der Menschheit interessiert ist, telefoniere nachstehende Nummer an . . .“ Von ihrer Tätigkeit nach der Aufnahme in die Sekte wußte sie das Folgende zu berichten: „Unsere Tagesordnung war immer die gleiche: Aufstehen um 6.30 Uhr, Gebetstreffen, Frühstück mit Gebet und Gesang, danach Geld sammeln. Wir fuhren in einem Lastwagen unter Gebet und Gesang in die umliegenden Gemeinden. Auch wenn wir jemandem nur einen Penny abbetteln konnten, so war das 'ein Sieg für Gott'. Je mehr Geld wir zusammen bekamen, desto mehr waren wir auf Gott eingestellt. Wir mußten sogar nachts in Bars gehen, um Geld zu betteln. Nach Hause kamen wir irgendwann zwischen 11.00 und 1.30 Uhr. Während fünf Wochen solcher Bettelei hatte ich für die Organisation rund 3000 Dollar eingebracht.“ Als die Studentin sich später von der Sekte lösen konnte, beschrieb sie ihre Wiedereingliederung in ihre ehemalige Umwelt als Rückkehr von einem fremden Planeten und Befreiung von einer Droge.

Läßt man das Ganze auf sich wirken, so bekommt man den Eindruck, daß die Mun-Sekte eines jener Gewächse ist, wie sie in bewegten Zeiten gleich der unseren gewöhnlich aus dem Boden schießen, ohne indes lange Bestand zu haben. Das bedeutet nicht, daß man sie leicht nehmen darf.

Vor allem sollte man den metaphysischen und religiösen Hunger, der sich in dem Zulauf zur Mun-Sekte wie zu anderen Bewegungen ähnlicher Art dokumentiert, nicht übersehen.

### **Kein neues Augsburger Pfingsttreffen**

Vor mehr als fünf Jahren, an Pfingsten 1971, fand in Augsburg der erste große ökumenische Kirchentag statt. Von mancher Seite war im Zusammenhang damit die Hoffnung genährt worden, daß solche gemeinsamen Kirchentage künftig regelmäßig veranstaltet würden, ja daß sie an die Stelle der traditionellen Versammlungen der beiden großen Konfessionen, der Evangelischen Kirchentage und der Katholikentage, treten könnten. Inzwischen haben sich solche Erwartungen als wirklichkeitsfremd erwiesen. Als vor einiger Zeit die „Arbeitsgemeinschaft ökumenischer Kreise“ an das Zentralkomitee der deutschen Katholiken und an den Deutschen Evangelischen Kirchentag den Vorschlag richtete, einen weiteren ökumenischen Kirchentag wie den von Augsburg ins Auge zu fassen, erhielt sie von beiden Stellen eine abschlägige Antwort. Bei dieser Weigerung, sich für einen zweiten ökumenischen Kirchentag zu engagieren, hat nicht zuletzt die Erfahrung von Augsburg den Ausschlag gegeben. Ein so beharrlicher und kenntnisreicher Vorkämpfer der christlichen Einheit wie Heinz Beckmann schrieb denn auch kürzlich: „Das 'Augsburger Pfingsttreffen' hat die ökumenische Bewegung eher zurückgeworfen als vorangebracht“ (Rhein. Merkur, 23. Juli 1976). Die Gründe hierfür sind vor allem darin zu sehen, daß das Augsburger Pfingsttreffen eine Veranstaltung avantgardistischer Gruppen war und blieb, aber nicht eigentlich vom Kirchenvolk, weder vom evangelischen noch vom katholischen, getragen war. In Augsburg trat nicht ein, was man sonst bei Kirchen- oder Katholikentagen erlebt: daß zum Beispiel zu den Hauptveranstaltungen des Treffens Christen aus der näheren oder weiteren Umgebung in größeren Scharen herbeigeströmt wären. So blieben die angemeldeten Teilnehmer ganz unter sich. Es zeigte sich darin, daß der Kontakt mit der Basis, mit dem Kirchenvolk, fehlte. Damit trat zutage, daß die ökumenische Arbeit in Gefahr ist, sich im luftleeren Raum zu vollziehen, daß sie zur Beschäftigung von Berufsökumenikern wird und sich aus der ökumenischen Bewegung so etwas wie eine „dritte Konfession“ entwickelt.

Das zuletztgenannte Bedenken wurde seinerzeit vor allem in dem Bericht des Augsburger Bischofs Josef Stimpfle an die Deutsche Bischofskonferenz über das Pfingsttreffen herausgestellt. Nach Bischof Stimpfle war das Pfingsttreffen stark von einem „antitheologischen Trend“ und einem

„pragmatischen Ökumenismus“ bestimmt, der für die künftige wiedervereinigte Christenheit nur das als verbindlich betrachtete, was Katholizismus und Protestantismus gemeinsam haben. Das aber läuft, wie Bischof Stimpfle befruchtete, auf eine Protestantisierung der katholischen Kirche hinaus.

Diese Befürchtung ist in den Jahren seit dem Augsburger Pfingsttreffen nicht geringer geworden; Beobachter meinen feststellen zu können, daß der Ökumenismus in der Praxis leider eine einseitige Angelegenheit geworden sei, das heißt: daß lebendige Bewegungen und Veränderungen in Richtung auf die Verwirklichung der christlichen Einheit weithin nur innerhalb der katholischen Kirche vor sich gehen, während die evangelischen Kirchen nur wenige oder keine Schritte hin auf eine Annäherung an die katholische Kirche tun. Diese Einseitigkeit gehe, so sagte Hans U. von Balthasar Anfang 1974 auf einer Tagung der Katholischen Akademie in Bayern, zurück auf eine „katholische Lust am Dialog“, die zuweilen an Anbiederung grenze.

Ist die Arbeit an der Einheit aller Christen in eine Krise geraten? Muß man die von großen Hoffnungen beseelten Bemühungen der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg und besonders seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil als gescheitert betrachten? Keineswegs! Die Fahne der ökumenischen Arbeit braucht nicht eingerollt zu werden — und sie darf es nicht. Wohl aber gilt es, wie aus den bisherigen, so auch aus den jüngsten Erfahrungen zu lernen. Dazu gehört, daß man sich von einer ökumenischen Arbeit löst, die von Illusionen ausgeht. Das Pfingsttreffen in Augsburg scheint gerade darunter in besonderer Weise gelitten zu haben, daß man sich von Illusionen leiten ließ, wie etwa von der Illusion, daß man mit avantgardistischen Vorstößen die Einheit gleichsam herbeizwingen könne. Eine andere Illusion wäre es, wenn man glaubte, für die Arbeit an der Einigung der Christen seien im Grunde die theologischen Fachgespräche ausschlaggebend. In einem Beitrag der Aprilnummer 1973 dieser Zeitschrift wurde schon einmal darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig es ist, bei den ökumenischen Bemühungen die Ebene des konkreten gelebten Lebens nicht zu vergessen. Diese Ebene ist gewiß nicht weniger wichtig als die der theologischen Fachgespräche. Dabei muß man sich vor Augen halten, daß man auf der Ebene des konkreten Lebens in den verschiedenen Kirchen durchweg noch erheblich weiter von einander entfernt ist als auf der Ebene der Theologie, auch wenn in dieser Hinsicht zuweilen das Gegenteil behauptet wird.

## Buchbesprechungen

WIEWOHL DER TOD GOTTES IN unserer Zeit schon oft als unwiderruflich verkündet wurde und auf alle mögliche Weise immer wieder verkündet wird, steht die Frage nach Gott dennoch ständig neu auf. Der angeblich abwesende, nicht-existente Gott wird mit großer Dringlichkeit gesucht. Man strebt gerade in jüngster Zeit und unter jungen Menschen, die oft genug in Elternhaus und Schule von Gott nur als einer abgetanen Vorstellung der Vergangenheit gehört haben, nach einer möglichst intensiven Gotteserfahrung, was die Überzeugung voraussetzt, daß man die Erfahrung Gottes machen könne.

Ein Weg, sich Gottes zu vergewissern, scheint heutzutage indes weithin als unbegehbar und aussichtslos: der Weg des Denkens, der Weg mittels der menschlichen Vernunft, der Weg der philosophischen Gotteserkenntnis. Ist das wirklich so? Kann sich die Philosophie mit Gott nur noch in der Weise der historischen Betrachtung befassen? Kann sie keinen Weg mehr bahnen zu einem gegenwärtigen Gott? Kann darum das Ernstnehmen Gottes, das Rechnen mit Gott und das Sich-Ausrichten auf ihn heute und künftig nur noch auf dem Wege einer im Grunde irrationalen Erfahrung, einer Entscheidung und des Glaubens geschehen? Ist es nicht mehr möglich, auf dem Wege der Vernunft und ihres Denkens und also auch in vernünftiger, von der menschlichen Vernunft begründbarer und begründeter Weise von einer Realität Gott überzeugt zu sein?

Wer diese Fragen in sich bewegt und nach einer brauchbaren Hilfe Ausschau hält, der mag nach dem Buche des Augsburger (vormals Tübinger) Philosophen Joseph Möller „Die Chance des Menschen – Gott genannt“ greifen. Das Buch liefert freilich nicht, wie man von der eingangs skizzierten Problemstellung her vielleicht erwarten könnte, „Gottesbeweise“ im herkömmlichen Sinn, mit denen sich etwa wie mit Waffen oder Werkzeugen hantieren ließe. Der Autor möchte vielmehr erwägen und verdeutlichen, „Was Vernunft und Erfahrung

heute von Gott sagen können“ (Untertitel), wobei das „heute“ einen besonderen Ton hat.

Ansatz und Ausgangspunkt der Denkbewegung des Autors, in die der Leser mit hinein genommen werden soll, ist der Mensch, und zwar der heutige Mensch in seiner konkreten Situation, mit seiner Erfahrung: „Philosophie, die nicht mehr aus der Erfahrung lebt, ist graue Theorie“ (Vorwort). Möller schickt, da die konkrete Situation des Menschen nicht losgelöst von seinem bisherigen geschichtlichen Weg erwogen werden kann, seinen Überlegungen in einem ersten Teil einen komprimierten inhaltsreichen Überblick über die Gottesfrage im abendländischen Denken voraus („Von der Existenz des Höchsten zur Produktion des menschlichen Genus, Gott genannt“). Im zweiten Teil eröffnet Möller die heutige Fragestellung nach Gott, die von These und Antithese und der Aporie ihrer Synthese gekennzeichnet ist. Die These besagt, daß es weder Gotterkennen noch wissenschaftlich verantwortbare Aussagen von Gott geben könne. Die Antithese lautet dagegen: „Nur durch die Anerkennung des Unendlichen findet menschliches Verstehen und Handeln Sinn und seine Erfüllung.“

Zur Überwindung der Kluft nimmt der Autor im dritten Teil eine doppelte Erörterung vor: die der philosophischen Grundvoraussetzungen der Gottesfrage und der Denk- und Erkenntnismöglichkeit Gottes. Entscheidend ist dabei, was Möller über die dialektische Struktur des menschlichen Denkens sagt. Dialektik ist für ihn „keine abstrakte Überredungskunst und keine zerredende Technik“, sondern „Auslegung der Wirklichkeit“ (S. 133), „Auslegung des lebenden und vergehenden Menschen“ (S. 134). Möller kann darum selber nicht anders als dialektisch vorgehen.

Das geschieht vor allem im vierten Teil des Buches über „Die Gottesfrage als Frage der Vernunft und der menschlichen Erfahrung“. Wir hörten schon, daß nach Möller Vernunft und Erfahrung aufeinander bezogen sind, daß Vernunft auf

Erfahrung angewiesen ist. Erfahrung bedeutet dabei nicht so sehr Erfahrung der dem Menschen entgegenstehenden Welt als Erfahrung seiner eigenen Existenz. Sehr schön ist, was Möller bei der Auslegung menschlicher Grunderfahrungen (z. B. „Der anwesende und abwesende Gott“, „Grenzsituationen des Lebens: Leid und Tod“, „Glück und Erfüllung“, „Hoffnung“, „Warten und Geduld“) zu sagen weiß. Allzu häufig sind solche Grundbestandteile menschlicher Existenz von Philosophen unbeachtet gelassen worden.

Das Ergebnis seines Denkweges sucht Möller im fünften Teil einzubringen. Das Ergebnis heißt: Der Mensch ist „transzendierende Existenz“, und zwar nicht nur transzendierend auf die Welt, auf die Mitmenschen, auf die Zukunft, sondern „auf ein Absolutum, Gott genannt“ (S. 287). Aber dieses Absolute ist nicht zu verstehen als radikale ausschließliche Transzendenz, sondern als Personalität, die der Welt und dem Menschen zugewandt ist. Möller setzt hierfür — im Anschluß an Hegel, als dessen vorzüglicher Kenner er sich in früheren Werken ausgewiesen hat — die Formel vom „Gott-Menschlichen“ ein. Die Frage nach Gott mündet für ihn in die „Forderung des Gott-Menschlichen“. Was will das besagen? „Das Gott-Menschliche stellt sich einerseits gegen die Behauptung eines absolut transzendenten Gottes, andererseits gegen die Negation des Göttlichen im Sinne einer sich aus sich selbst heraus verstehenden Welt“ (S. 309). Ferner: „Das Gott-Menschliche ist damit als ständiger Aufstieg des Menschen und immerwährender Abstieg Gottes zu sehen.“ Und wenige Zeilen vorher: „Menschliche Transzendenz und göttliche Weltzuwendung korrespondieren; Welt kann nicht gegen Gott gestellt werden, Gott wirkt in der Welt durch Menschen“ (S. 312). Schließlich (im Nachwort): „Der wahre Gott kann als Gott nur ein gottmenschlicher, d. h. barmherzig sprechender sein. Der Herr allein ist ebenso tot wie der unbewegte Bewegter, der nie in der Person des Menschen lebte“ (S. 327). Der Durchstoß zu diesem Gott ist selbstverständlich nicht für jedermann zwingend. Es bedarf der Entscheidung. Aber wer sich für Gott entscheidet, handelt in

begründeter, verantwortlicher Weise. „Gott ist dem denkenden Menschen nicht gestorben, sondern lebt stets neu. Nur wer den Menschen nicht mehr ernst nimmt, für den muß mit dem Menschen auch Gott tot sein“ (S. 328).

Joseph Möller, *Die Chance des Menschen — Gott genannt. Was Vernunft und Erfahrung heute von Gott sagen können*, Zürich-Einsiedeln-Köln 1975: Benziger Verlag, 328 S., br., DM/Fr. 38,00.

E. Monnerjahn

DER FREIBURGER RELIGIONSPHILOSOPH und Theologe Bernhard Welte hat ein schmales Bändchen Meditationen über „Maria die Mutter Jesu“ geschrieben. Es geht ihm darin, wie er im Vorwort mit erstaunlichem Mut schreibt, um „einen erbaulichen Zweck“. In einer Zeit, in der man es unter den Theologen meist auf Aufklärung abgesehen hat, verdient eine solche Absicht nachdrückliches Lob; denn so sehr Aufklärung am Platze sein mag, noch mehr ist Erbauung gefordert. Welte zeichnet in zehn Kapiteln Maria als Grundgestalt christlicher Glaubensexistenz. Ausgangspunkt ist jeweils die Hl. Schrift und die Lehre bzw. Lehrentwicklung der Kirche. Dabei wird das ganze Leben der Gottesmutter erschlossen, vom Geheimnis ihrer Unbefleckten Empfängnis über die Verkündigungssunde, die Geburt Christi, Golgatha bis zu ihrem Heimgang zu Gott.

Die Meditationen sind aus Ansprachen entstanden, die Prof. Welte in der Freiburger Universitätskirche hielt. Er hielt sie also vor einem Publikum, das vermutlich in der Mehrzahl mit einiger Behutsamkeit an die marianische Thematik herangeführt werden mußte. Von dieser Einstellung sind die Darlegungen bestimmt. Hinzu kommt, daß der Autor freimütig von sich selber bekennt, daß die Ansprachen, die gewöhnlich am Fest der Unbefleckten Empfängnis, dem Patrozinium der Freiburger Universitätskirche, gehalten wurden, ihm nicht leicht fielen („ich hätte dieses Patrozinium kaum gewählt“). Aber er nahm die Schwierigkeiten, die er in sich empfand, zum Anlaß, sich immer wieder von neuem der maria-

nischen Thematik zu stellen, um „das Überkommene und vielleicht Unbequeme zu bedenken und ihm einen lebendigen Sinn abzugewinnen für unsere Zeit und Welt“. Man darf wohl sagen, daß diese Absicht gelungen ist. Welte hat deutlich gemacht, daß christliche Existenz und die Erneuerung der christlichen Existenz im Grunde nur möglich ist in der Haltung Mariens. Die Meditationen eignen sich besonders gut für eine erste Hinführung zur und Vertiefung in die Gestalt Mariens. Ein gewisses Unbehagen stellt sich lediglich bei den Ausführungen über die jungfräuliche Mutterschaft (S. 20/21) ein. Hier hätte man sich präzisere Aussagen gewünscht.

IST WELTES MEDITATIONSBUCHLEIN über Maria in einer durchaus begründeten Kargheit verblieben, so leben die Meditationen, die Prälat Joseph Schmitz unter dem Titel „Der Unendliche Gruß“ vor einiger Zeit veröffentlicht hat, aus marianischer Fülle und streben auch auf jeder Seite zur Fülle des Marianischen hin. Prälat Schmitz legt seinen Meditationen das Ave Maria zugrunde und deutet es als Bündnisgebet. Darin wird sichtbar, daß der Autor aus der Welt Schönstatts kommt und schreibt. Jeder Betrachtung ist eine Aussage Pater Kentenichs, des Gründers

der Schönstattbewegung, über Maria vorangestellt. Liest man sie besinnlich durch, so wird man neu des Gewichtes, der Tiefe, der Originalität und Aktualität der marianischen Verkündigung Pater Kentenichs inne. Der Reichtum dieser Verkündigung ist voll in die Darlegungen des Verfassers eingeflossen, so daß die Meditationen ein gefülltes Kompendium marianischer Erkenntnis und Frömmigkeit bilden. Im Unterschied zu Welte, der Maria überwiegend als Vorbild und Muster und darum eher passiv sieht, arbeitet Prälat Schmitz darüber hinaus stärker die werkzeugliche Rolle Mariens im Heilswerk ihres Sohnes heraus, die sie nicht nur während ihres irdischen Lebens wahrnimmt, sondern auch in ihrer himmlischen Existenzweise fortsetzt.

Prälat Schmitz hat das Büchlein als Dankesgabe zu seinem Goldenen Priesterjubiläum herausgebracht. Es handelt sich, wie man bestätigen darf, um eine kostbare und dauerhafte Gabe.

*Bernhard Welte, Maria die Mutter Jesu. Meditationen, Freiburg 1976: Verlag Herder, 96 S., br., DM 9,80.*

*Joseph Schmitz, Der Unendliche Gruß. Meditationen über das Ave Maria als Bündnisgebet, Vallendar-Schönstatt 1976: Schönstatt-Verlag, 147 S., br., DM 9,80.*

E. Monnerjahn